



Alfons Paquet

In Palästina



Erstes bis drittes Tausend

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1915

Dem Andenken
des guten und getreuen Christen, der im Sonntagsrock, die Bibel im Arm und mit einem kleinen Strauß Maiblumen, die Reise antrat zu seinem Seligmacher,
gewidmet von seinem Sohn.

Desgleichen gewidmet dem andern Vater, dem Maler Wilhelm Steinhausen, in dessen Werkstatt auf der alten Burg im Hunsrück die Niederschrift begonnen wurde.

Vorwort in der Kriegszeit

Der Krieg hat das Erscheinen dieses Buches verzögert. Nun beginnt es seinen Weg im Zwielicht einer aufs tiefste erregenden Tageszeit.

Zu den Folgen des blutigen Streites, den wir plötzlich um unseres deutschen Daseins willen führen müssen, gehört für uns, in denen das Herz Europas schlägt, die Herstellung eines innigen Verhältnisses zum Morgenland. Es ist eine Wiederherstellung; der Traum der Staufer in einem jugendlich verwandelten Geschlecht. Einst soll aus den reifen Kräften des Westens das uralte Asien, das Mutterland, den Glanz seiner Größe, seiner Schönheit, seiner Geistesmacht erneuen. Für uns Europäer ist die gewaltige Landscholle, deren boräische Halbinsel wir bewohnen, die Heimat alles geistigen Lichts, aller Versenkung in das Geheimnis unseres Wohnens hier auf Erden, die Landschaft der Länder. Palästina ist von ihr ein kleiner Teil. Aber diesem schmalen und kurzen Boden zwischen Wüste und Meer sind wir besonders nah durch die Wurzeln des Glaubens und durch sein eigenes Volk, das wie ein Teil des unsrigen in unserer Mitte wohnt.

Dieses Buch ist noch im Frieden entstanden, doch in Vorahnungen. Als ein Stück zur Geschichte der Deutschen, wie sie Fichte in seiner sechsten Rede verlangt, sei es dargebracht.

Jeruſalem

Der Dampfer brachte mich von Venedig nach Jaffa. Er gehört zu der Flotte des Norddeutschen Lloyd, der seine Flagge jetzt mehr als früher im südlichen Mittelmeer zeigt. Das Schiff war wie ein gutes Gasthaus, dessen Terrassen, vom Seewasser bespritzt, bis an die Küste des Heiligen Landes reichen. Eine Gesellschaft von zweihundert evangelischen Pastoren nebst Angehörigen hatte von der angenehmen Einrichtung Gebrauch gemacht. Sie sangen „Großer Gott wir loben dich", als das Schiff an den Gärten des Lido vorüber ins Meer fuhr. Zwischen Posaunenchor, Seekrankheit und schönem Wetter mit „Besichtigung" von Korfu erlebten wir ein einziges Gemisch von Kreuzzugstimmung und Gegenwart. Als am fünften Tag die Küste Palästinas schmal und gelb zwischen dem Blau des Himmels und des Meeres erschien und dann ein kleines Boot mich durch die Klippen zu den schlüpfrigen Stufen der alten Mole brachte, da ging ich, froh wieder allein zu sein, meiner Wege. Die theologische Atmosphäre an Bord hatte mir ein wenig den Atem verschlagen, es war mir schließlich nicht anders, als sei ich fünf Tage lang mit einem Kongreß von Gas- und Wasserfachleuten eingesperrt gewesen. Nur die Stewards in ihren weißen Jacken waren bis zuletzt immer

oben geschwommen über dieser Masse von Loden und schwarzen Gehröcken. Ich sah es nicht und fühlte es doch angenehm, daß ein Extrazug sie nun alle sofort nach Jerusalem brachte. Ich blieb in Jaffa, besuchte die deutschen und die jüdischen Ansiedlungen dort, und als ich nach ein paar Tagen auch oben in Jerusalem war, auf einer Dachterrasse mitten in der bleichen Stadt, im Mondschein, unter einem kühlen, von nebelhaft wehenden Wolken vergeisterten Himmel und wie über vieles Totengebein zur Schlucht des Kidron hinunterschaute, da kam aus der Ferne noch einmal ein Choral, vom Posaunenchor geblasen. Es war ein Abschiedsgruß jener Landsleute, die am nächsten Tag aus dieser Stadt verschwanden. Ich winkte im stillen den guten Gesichtern nach. Nun schien es mir, als sei ich angekommen.

In die großen Pflastersteine der Gassen von Jaffa sind die Muscheln des Meeres hineingebacken. Die Menschen in Palästina gleichen diesen Steinen. Die Geister des Landes wandeln über ihnen. Die Muscheln sind die Merkwürdigkeiten der Vergangenheit, alle die tausend kleinen Dinge des Glaubens wie des Unglaubens, die Hoffnungen und die Hoffnungslosigkeiten einer Welt. Es wird schwer halten, in Palästina einen Menschen zu finden, in dessen verborgeneren Ecken nicht irgendein Funke von Mystik schlummert. Es scheint allerdings immer auch einen zweiten zu geben, der auf diesen Funken von Mystik bei den anderen spekuliert. Vielleicht geht hier deshalb ein jeder umher wie mit einem verschlossenen Kästchen in der Tasche. Der Trieb zu Gott führt die meisten hierher und aneinander vorüber. Es ist eigentlich nur die Schuld der Gebildeten, wenn sie sich hierüber in Worte nie so recht zu fassen wissen.

In Jaffa traf ich zwei Männer im Gespräch. Der eine war einen Kopf größer als der andere, ein hagerer Amerikaner mit glattem Gesicht und kurzgeschnittenem grauen Haar; man mochte meinen, daß er eine Lebensperiode als Geschäftsmann schon hinter sich habe und mochte sich fragen, was er in diesem Land wolle. Der andere war ein Jude. Man sah an seinem Gesicht und an seinen Kleidern, er war in Amerika nicht geboren, aber dort gewesen. Er sah kräftig und frisch aus und sperrte gern den Mund auf, um sein starkes weißes Gebiß zu zeigen.

Jemand erzählte mir die Geschichte von diesem Amerikaner. Er war eine Art Missionar, ein trockener Seitenzweig auf dem großen, ohnehin etwas dürren Stammbaum von Lewis Way. Lewis Way, ein Geistlicher von vornehmer englischer Abkunft, war ein Begründer der Mission unter den Juden, die sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über Schottland, Deutschland und Amerika verzweigte. Seine Beziehungen reichten bis zum Zaren Alexander I., den er im Jahr 1817 überredete, zwei Ukase zu erlassen, die den Getauften in Rußland große Vorteile versprachen. Lewis Way kam auf seine Ideen bei einem Spazierritt in der Grafschaft Devonshire, in einem Eichenwald. Es war fast ein Urwald, denn die verstorbene Besitzerin hatte diesen Wald in ihrem Testament bestimmt, zu verwildern bis auf den Tag, da Israel wieder in den Besitz seines Landes und der Heiligen Stadt gelangt sei. Jener Amerikaner nun, der in Jerusalem seit fünfzehn Jahren lebt, ist dort Verwalter eines Weinberges, der einer alten Dame in London gehört. Das Gut heißt Abrahams Weinberg und soll den Juden übergeben werden, wenn die Zeit kommt, daß sie von selber Christus suchen und bekennen. In dem Weinberg dürfen nur jüdische Arbeiter beschäftigt werden; dem Verwalter ist auferlegt, keine Werbe für den christlichen Glauben zu treiben, mit Juden aber viel zu verkehren. Er wohnt also in dem einzigen streng jüdischen Hotel, das es in Jerusalem gibt; gelegentlich kommt er ein=

mal nach Jaffa, um sich von der rituellen Kost zu erholen.

Der jüdische Gentleman aber, der mit dem Amerikaner sprach, war aus Rußland. Er war Journalist gewesen, hatte das Reich Nikolai II. nach der Revolution verlassen und war Zionist geworden. Da ich mit ihm bekannt wurde, so erfuhr ich durch ihn selbst, er sei schon zum zweitenmal in Palästina. Hier im Hotel der deutschen Kolonie wohne er schon längere Zeit und nehme täglich arabischen Unterricht. Es scheint, daß er irgendeine größere wirtschaftliche Unternehmung vorbereitet und sich in den Verhältnissen des Landes gründlich umsieht. Neben uns sitzt ein italienischer Herr, der nach Bedarf deutsch, englisch, russisch und arabisch spricht. Zu allem hat man hier Gelegenheit. Er ist der Vertreter einer großen norditalienischen Firma, die nach Odessa und in die Türkei exportiert und neuerdings in Palästina die Marseiller Ziegel mit italienischen bekämpft, die immer in Barkenladungen nach Jaffa kommen. Schließlich haben die Ziegeleien beider Seiten zu leben, denn in diesem Lande werden ja jetzt viele Häuser neu gebaut. Wir drei kommen bei Tisch miteinander auf die russische Literatur zu sprechen. Der Jude rühmt ihren befreienden Geist, er nennt sie den Gärstoff der ganzen östlichen Welt. — Aber die wirtschaftlichen Umwälzungen darf man daneben auch nicht vergessen! — Schön. Nehmen Sie die Juden in Russisch-Polen. Sie stehn in einem großen wirtschaftlichen Kampf, sie hassen Rußland,

und doch ist ihr Drang nach Nationalität und Freiheit geweckt von der russischen Literatur, die zuletzt noch Schiller in sich aufgenommen hat, ehe sie selbständig wurde. — Das sind Juden, die ein eigenes geistiges Gesetz ohnedies in sich tragen. — Was wollen Sie! auch die Führer der panislamischen Bewegung, die Redakteure der arabisch geschriebenen Zeitungen in Konstantinopel, in Kairo und in Kalkutta sogar, sind zumeist Tataren, die auf russischen Gymnasien erzogen sind. Sie haben einen Zionismus, wie wir den unsrigen. — Ich meine, die Führer des modernen Zionismus sind doch deutsche Gelehrte, Kaufleute und Ingenieure? — Meinetwegen. Aber in den Tausenden, die dann wirklich nach Palästina kommen, besteht zu diesen „Daatschen" nur ein kühles Verhältnis, wie es zwischen der russischen Masse und den neunmalklugen Deutschen im Osten auch besteht.

Der Zug verläßt den kleinen, von Menschen wimmelnden Bahnhof von Jaffa bei schmetternden Hörnerklängen. Eine Kompanie türkischer Soldaten in groben, grünlichen Uniformen bildet Reihe. Der abfahrende Zug ist vollgestopft mit Soldaten, die zum Fenster hinauswinken und einen wilden Gesang anstimmen. Wir sind noch zwischen den Häusern der Stadt, aber aus den Fenstern des Zuges strecken sich rauhe Hände mit Revolvern; Schüsse krachen in die Luft und wecken ein Geheul des Beifalls. Erst draußen, da wir über die Wiesen fahren, kehrt Ruhe ein. Die Soldaten sind Verstärkungen für die Wache der Grabeskirche während der orthodoxen Osterfeiertage, auch steht dortoben in Jerusalem das mohammedanische Mosesfest und das Passah der Juden bevor. Das Militär füllt den Zug mehr als zur Hälfte, die gewöhnlichen Passagiere müssen sich etwas zusammendrängen. Ich sitze zwischen einem alten schwäbischen Templerkolonisten, der vor vierzig Jahren in Palästina eingewandert ist, und einer in schwarze Lumpen gehüllten koptischen Frau, die eine merkwürdige gelbe Metallhülse über der Nasenwurzel trägt, einem Wesen mit scheußlich bemalten Händen. Gegenüber sitzt ein türkischer Geistlicher. Sein wachsweißes Turbantuch ist am Rande ein wenig vergilbt wie eine welkende Kamelie. Seine Nachbarin ist eine rundäugige jüdische Frau. Sie hält ihr festtäglich geputztes Kind auf dem Schoß und trägt einen riesigen schwarzen Plüschhut voll wallender Federn, unechter Veilchen und blitzender Glasstücke.

Im hohen Gras der Niederung stehn stämmige Schafgarben mit großen, weißen, tellerförmigen Blüten, die in der Mitte ein schwarzes Insekt zu tragen scheinen. Es beginnt der Anstieg auf mäßig geneigte, schwach begrünte Berghöhen, in enge, rauhe und felsige Täler mit Höhlen in den Felswänden und tief eingerissenen rauhen Betten versandeter Wildbäche. Der Geistliche scheint ein Bedürfnis nach Unterhaltung zu haben. Er teilt dem Schwaben mit, er habe Land zu verkaufen. Der Schwabe entgegnet, daß er kein Landkäufer sei, der Türke erwidert, daß er ihn für einen Juden gehalten habe. Er versucht auch an dem Geplauder mit unserer Nachbarin teilzunehmen, aber der Schwabe hat keine Lust, den Übersetzer zu spielen. Sie ist aus Lemberg und wohnt seit kurzem in Tel-Awiw, dem modernen, an den Dünen von Jaffa errichteten Stadtviertel. Sie erzählt uns in ihrem fremd und zugleich vertraut klingenden Jiddisch die lange Geschichte von der Übersiedlung ihrer Familie; die Gründung einer Seifenfabrik scheint dabei irgendeine Rolle zu spielen. Der Türke steckt gelangweilt das Gesicht zum Fenster hinaus, stützt das Kinn auf den Arm und beginnt vor sich hin zu singen. Allmählich gerät er in Feuer; seine lose, verhaltene und spielende Stimme flicht ein seelenhaftes Band in das gleichmäßige Klirren und Schnaufen des Zuges.

Bei den Aufenthalten benutzen die Frommen die Zeit, um auf dem Bahnsteig ihre Teppiche auszu-

breiten und das Abendgebet zu sprechen. Landleute verkaufen frischen Lauch an die Buntgekleideten, die dann während der Fahrt auf den Trittbrettern sitzen und den Leckerbissen bis auf die krausen, grünen Blätter verzehren. Der Himmel ist von Regenwolken schwer, wir nähern uns ihnen gleichsam. Zuweilen finden sich dürftig bestellte Felder, von Steinwällen eingefaßt, in den von Geröll gefüllten Bergrinnen. Nun werden die ersten Zeichen von Jerusalem sichtbar; es sind die gelblichen, europäisch aussehenden Häuser einer draußen gelegenen Templersiedelung. Endlich hält der Zug auf einer wagerechten Rampe an. Ein paar Augenblicke noch ist er von Menschen umbrandet, dann bleibt er leer zurück. Die Ankömmlinge begeben sich zu Wagen und zu Fuß zur Stadt. Man geht am Rand einer breiten und tiefen Talmulde hin. Drüben umschlingt eine mittelalterliche Mauer die Höhe des Berges. Hier am Weg stehen elende Baracken, die uns ihre Rückwände, ihren Kehricht und massenhaft zum Trocknen aufgehängte Wäsche zeigen. Es sind die Notlager für eingewanderte Juden: eine recht trübselige Belagerung der Burg Davids da drüben.

Nun bin ich in Jerusalem. Ich wohne in einem bescheiden stillen Hospiz, gehe umher in den getreppten tiefen Gassen, in den Kirchen und in den Höfen der Klöster und begegne, ganz ohne Bekannte hier, und mitten unter der Menge, die ihr Geschrei plötzlich wie Waffen hervorzieht und auf den Vorübergehenden

einhaut, nur einem Menschen immer wieder, der schon im Eisenbahnzug mit mir herauffuhr. Es ist ein arabischer Pilger mit grünem Turban, ein junger Mensch, dem die blasse Gesichtsfarbe und der dicke Hals ein idiotisches Aussehen geben.

Nach dem Nachtessen führt mich der Hausvater zur Grabeskirche. Der Weg dorthin führt durch enge, überwölbte und nur von wenigen Herdfeuern und Steinöllampen beleuchtete Gassen, dann über einen kleinen, italienisch kahlen Platz in den breiten Vorraum der Kirche, die schon von Finsternis erfüllt ist. Ein Summen dringt uns entgegen. Wir steigen im vollkommenen Dunkel eine sehr schmale und steile Treppe hinauf und gelangen in eine von Dunst gefüllte Katakombe. Eine Mauer von Menschen umdrängt den Altar, dessen funkelnde, unerkennbare Gegenstände von bunten Lampen beleuchtet sind. Diese Stätte ist Golgatha. Breites, langhaariges, russisches Bauernvolk ist hier versammelt. Das von Silber und Edelsteinen und ruhig brennenden Kerzen schimmernde Heiligtum der Höhle beleuchtet undeutlich die Gesichter. Als ein unendlich ehrfürchtiges, niemals endendes Echo von Urbegebnissen raunen hier die tiefen Bässe der Männer und die schärferen, vor Befangenheit umgeschlagenen Altstimmen der Frauen. Den Felsen, auf dem wir stehen, durchzieht der Spalt des Erdbebens. In der Vertiefung vor dem Altar, die jetzt mit Silber eingefaßt ist, soll das Kreuz gestanden haben. Welch ein

Ort der schmerzlich süßen Schauer. Die Russen werden hier die Nacht verbringen mit feierlichen Gesängen, tiefen, hingegebenen Verbeugungen und Bekreuzigungen. Die Alten, voller Kummer über ihr Ermatten, werden vielleicht später auf den schmalen steinernen Wandbänken ein wenig ruhen dürfen, den Rüstigen aber gräbt sich in dieser Nacht der zehrende Wunsch nach dem ewigen Besitz dieser hochheiligen Stätte in das Herz.

Der neue Kreuzzug

Stimme der Balkanslawen

Wie das Heu im Winde von der Gabel,
Weht das Laub im Herbst von unsern Bäumen.
Brüder! in den Scheuern ist die Ernte,
Ist der Mais, das blinkende Getreide.
Brüder! auf die Schultern das Gewehr!

Das Gewehr auf hunderttausend Schultern!
Vor uns her die wohlverhüllten Fahnen:
Tragt sie sorgsam, sorgsam wie ein Freier,
Der mit seinem bunten Blumenstrauß
Eilig, freudig, Trommelklang im Herzen,
Zur Geliebten, zu der Schönsten will.

Zu der Schönsten, zur Geliebten vorwärts!
Auf den Hügeln drüben winkt die Freiheit.
Aus dem Zorn der Herzen, aus uralten

Bittern Bränden schlägt die helle Flamme,
Blitzt empor an tausend Bajonetten,
Gräbt sich in die Menschenleiber ein.

Asche wird der Wall der Menschenleiber;
Ihre Wagen brechen, ihre Räder
Stocken festgeklammert in der Erde.
Ihrer Burgen graue Steine wanken,
Und in seiner roten Todeszähre
Sinkt der Feind zu unsern Füßen hin.

Jubelnd werfen wir auf die Gefallnen
Uns zu Füßen die zerbrochnen Ketten;
Herrlich strahlt das Kreuz mit goldnen Armen,
Vor uns wandernd, auf Byzanz hernieder,
Schimmert ferne auf Jerusalem.

In Jerusalem die kleinen Steine,
Die das echte Kreuz getragen, o sie beben
Wollustvoll, denn eines Volkes Lippen
Dürsten, sie zu küssen, und es schmachten
Diese Lippen, dort dich einzuatmen,
Überwundner Tod, und Duft der Ewigkeit!

Leben, Tod und ewiges Leben allen,
Die des großen Winters Leid getragen!
Eilt, ihr Völker, hin gleich Elefanten,
Eure Könige auf breiten Rücken:
Werft sie kniend, Schwert und Krone stürzend,
Vor dem großen Ökumenen in den Staub!

Dann mit unsrer Brust voll junger Narben
Stellen wir uns in der Völker Reihe,
In die stolze Reihe jener Starken,
Die uns noch den Bruderkuß verweigern.
Traumerwachend, noch mit Blut beronnen,
Fassen wir gewaltig ihre Hand.

Stimme der Mächte

Wir, die Starken, stehn beiseite,
Sehn die weiß erhellten Nächte,
Hören Luft und Stein erkrachen,
Sehn sich Blut und Krume mischen,
Sehen eures Feuers Strahl.

Eures Feuers greller Strahl
Raucht in unsre dumpfen Kreise,
Und ihr müßt den Zoll uns geben:
Eurer Männer Siegsgeschrei
Macht uns längst die Kehle trocken
Nach dem Quell, der dorten rinnt.

Denn der Quell, Jerusalem,
Rinnt für alle, alle haben
Bitter einst um ihn geblutet;
Soll der ganze Erdkreis wieder
Schrecklich blühn von Blutesrosen?
Naht ihm, doch mit Waffen nicht.

Hat uns Gottes Grimm geschlagen?
Hat euch andre Gunst erhoben?
Nein, es ist ein Gott allein,
Der euch ein Jahrtausend lang
Hat in unsre Hand gegeben.
Mags im Westen Abend werden,
Dort im Osten glüht sein Tag.

Ewig glüht sein Tag im Osten.
Weiße Berge hoch im Morgen,
Grüne Länder uns im Rücken,
Die noch leer sind wie der Mond.
Länder, reich an Erz und Wasser,
Bieten Trauben, Holz und Korn.

Dort aus jener Mondesleere
Kamen wir mit wehenden Schweifen,
Einst mit Schwertmusik und Mohren,
Trugen Geißeln in den Händen,
Griffen nach Europens Schlüssel.
Wohl, so seid ihr losgebunden,
Nahm ihn Gott von uns zurück.

Nahm er euch des Friedens Schlüssel,
Wird er uns die Tränen küssen,
Die im Winterfrost erstarrten,
Jene Tränen, dort vergossen,

Fallen fruchtbar wie der Tau
Auf die Länder morgenwärts.

In den Ländern seiner Sonne
Weckt er uns zu neuem Wesen,
Zeigt uns seine brache Erde,
Lagert uns an sichern Felsen,
Und das Bett von unserm Rücken
Legt er in ein neues Zelt.

Neue Zelte, Holz und Steine,
Ziegelblauglanz, schlanke Türme
Preisen ihn in Herrlichkeit.
Mag in Nacht der Westen sinken,
Vor dem klaren Morgenhimmel
Lobt des Rufers helle Stimme
Gottes sanftgeneigten Mond.

Gott hat seine Nagelspur
So ins Firmament gegraben;
Feinde, eure Freiheitsbäume
Stürzen rauhe Wirbel wieder.
Eurer Kirche Kinderlieder
Endet stets ein Schrei: Erbarmen!
Und ihr ließet uns das Pfand.

Ließt das Sinnbild eurer Leiden
Immer noch in unsern Händen.
Heilig ist des Kreuzes Stätte,

Aber wird die Erde enger,
Wird das Herz der Menschen heißer,
Muß sie Gott vor Toren schützen:
Unser bleibt Jerusalem.

Ich finde, ach, die deutschen evangelischen Pilger in der neuen, kahlen Erlöserkirche wieder. Ich bin noch ein wenig berauscht von dem bunten, heidnischen Glanz des Festzuges, der sich zur Feier des Palmsonntags um die Kapelle des Heiligen Grabes bewegte. Ich hörte die griechische Liturgie in der von gelben Kostbarkeiten angefüllten Kathedrale der Grabeskirche. Wie ein Lagerfeuer der Menschenmenge brannten die unzähligen Kerzen in einem steinernen Becken, der feurige Glanz umspielte den Becher mit der geflochtenen Kugel, die nach alter Fabel den Mittelpunkt der Welt bedeutet. Die Stühle der Patriarchen, die seidenen Fahnen, die riesigen Kandelaber, die dunkeln Bilder und goldbeschlagenen Säulen überragten das heiße Gedränge. Dann strömte voll Erregung alles hinaus in den von hohen, zweistöckigen Kreuzgewölben umgebenen Kuppelbau und schloß sich im Nu als eine kreisrunde Menschenmauer zusammen, in deren Mitte die Prozession sich hinwand. Läufer mit silberbeschlagenen Stöcken machten den Anfang, es folgte ein abessinischer Neger mit einem riesigen, grauschimmernden Ölbaumast; dann kamen die Mönche, die zitronengelb gekleideten singenden Leviten

mit den blumigen Kirchenfahnen, der weißbärtige Patriarch, umwölkt von Weihrauch, zum Schluß einige Laienpersonen, in der Mitte der russische Konsul in Staatsuniform mit dem hellblauen Ordensband. Ein Getöse sondergleichen füllte die Kirche und ihre von innen beleuchteten Kapellen.

Hier in der andern Kirche klingt die Orgel schneidend zum Gemeindegesang. Die hohen, kahlen Hallen im Tageslicht wirken heimatlich auf mich, trotz ihrer romanischen Strenge und ihrer arabischen Flächenfärbung, und mit einem freudelosen Ernst. Frierend, unbeweglich und untätig sitzen die Hörer in ihren Stühlen. Der Konsistorialrat auf der Kanzel in seinem schwarzen Luthertalar schlägt den Psalm auf und liest: „Wenn ich dein vergesse, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen." Die Predigt bringt einen klaren, abendländischen Theologenverstand zum Ausdruck, einen kühlen Silberglanz mag sie haben wie ein stiller nordischer Mittag. Doch nicht mehr. Wir stehen hier auf dem Boden Davids. Ja, ja, denke ich, denn die Gedankengänge des Redners da oben erlauben manche kleine Einschaltungen: David ist noch immer populär in der Christenheit. Er ist im Grund liebenswürdiger als Moses, der in seiner Jugend einen dunkeln Zug zum Verbrechen aufweist und schließlich alles von sich abstößt. Weil David ein mutiger Junge war wie irgendein Matrose auf dem Atlantischen Ozean, weil er allerhand böse Abenteuer erleben mußte und seinem Freund Jonathan treu war, darum hält

man etwas auf ihn in der germanischen Welt. Er war ein Mann nach dem Herzen Karls des Großen und der Sänger auf der Wartburg; auch die einfachen Leute haben eine Vorliebe für ihn: im deutschen Märchen bringt es der Hirtenjunge zum König. Man stellt sich ihn vor mit einer Zackenkrone auf den braunen Locken und einer goldenen Harfe in der Hand. Es darf nicht verschwiegen werden, daß in seinem höheren Alter ein paar Züge an ihm herauskommen, über die man im Schulunterricht hinweggeht. Aber selbst diese Züge hinzugerechnet, war er ein ganzer Mann und einer der wenigen, deren Dichtertum und Frommheit man ernst nimmt. Wir alle, die wir da sitzen: dieser Ort hier ist eigentlich unser Ziel; es gibt für uns kaum einen tiefern Kern in dem alten Davidsreich als diese Stunde. Wir befinden uns innerhalb der von dem König David um die alte offene Jebusiterstadt gezogenen Mauer, mag sie auch längst wieder zu einem Teil des Erdreichs geworden und von den Kellern ebenfalls längst baufällig gewordener Häuser überschwiegen sein. Von dem Reich des Königs ist nichts übrig als dies gewaltige Runzelwerk von mäßig hohen Bergen, die vor ihm schon da waren und rauh und kahl sind wie Austernschalen, die Schluchten mit den schwer zugänglichen Höhlenlöchern, aus denen der Regen längst jede Spur verborgenen Wohnens hinausgewaschen hat, und die Schwermut der Juden in der Welt. Vielleicht ist die Luft das einzige Beständige einer Landschaft.

Ich will nicht sagen, daß viele der Zuhörer sich während der Predigt von solchem Gedankenspiel zerstreuen ließen. Einige, die schon seit Tagesanbruch auf den Beinen waren und die Landreise nach Bethlehem hin und zurück an diesem Morgen geleistet hatten, saßen vom Schlaf überwältigt da und nickten. Das ist die Rache der Gesellschaftsreisen. Aber gewiß empfanden die meisten weder Schläfrigkeit, noch litten sie an inneren Ablenkungen, sondern sammelten in dankbarem Herzen den Schatz einer lieblichen Stunde zu Füßen Gottes. Gekühlt und heiter traten endlich alle, während die Glocken läuteten, in den heißen Sonnenschein des morgenländischen Tages hinaus und versprachen einander am Nachmittag auf dem Skopus zu treffen.

Ich verlasse an diesem Sonntagnachmittag die engen Gassen der Stadt, um nach Bethanien zu gehn. Vor dem alten Stadttor, das nach Damaskus führt, begegne ich einem Zug mohammedanischer Pilger, die ihre grüne, zerfetzte Fahne entrollen und auf den Pauken eine schnarrende Musik vollführen. Draußen steht ein neues, großes, höchst kräftiges Steingebäude, auf dem die schwarz-weiß-rote Flagge weht. Die Landstraße führt an der Stadtmauer entlang. Diese, das Werk eines großen Sultans vor fünfhundert Jahren, ist hoch und wohlerhalten. Sie besteht aus braunen Quadern, die jetzt von Gras und Flechten bewachsen sind. Wie ein Graben ein-

geschnitten, führt die Landstraße ein wenig bergab, auf der einen Seite die Mauer, auf der andern zuweilen ein Steinbruch, ein Feld mit Ölbäumen oder eine mit splitterförmigen alten Grabsteinen besäte Schafweide. Man kommt an der Kapelle des heiligen Stephanus vorüber. Dort oben mögen die Verfolger die Feldsteine aufgehoben haben, um den Märtyrer zu steinigen; Paulus, ein fünfzehnjähriger eifriger Knabe damals, war mit hinausgelaufen, um zu helfen; man hieß ihn die Mäntel bewachen, welche die Männer hingeworfen hatten. Ein Pfad führt zwischen Ölbäumen und Gerstenfeldern in ein Seitentälchen und steil den Skopusberg hinauf. Dort oben an der Stelle, wo einst Titus mit seinem Heer lagerte, und die verzweifelten Verteidiger der Stadt, nur mit Panzern und Schwertern bewaffnet, der eisernen Legion entgegen stürmten, steht jetzt das feste Haus der Auguste-Viktoria-Stiftung, und es gibt dort heute nachmittag Kaffee und Streuselkuchen.

Die Landstraße nach Bethanien aber legt sich mit einem weitgeschwungenen Bogen um den Ölberg. Sie gibt noch einmal den Blick frei auf die hügelig erhobene und von mittelalterlichen Zinnen gekrönte Stadt, dann folgt sie einem langgezogenen und weich geformten Tal. Der Maueranschlag eines Tierschutzvereins bittet in mehreren Sprachen, Grausamkeit gegen Tiere zu vermeiden. Amerikaner traben zu Pferde vorüber, gefolgt von frechen Beduinen auf niedern Eseln. Nach

einer Weile begegnet mir ein Trupp Pilger, die mit ihrem Brotsack und dem Blechkessel an der Seite, dem Birkenstab in der Hand und dem Kreuzchen auf der Brust, vom fernen Jordan in ihr großes gastliches Russenhospiz heimwandern. Da gehen sie in ihren Pluderhosen und ausgetretenen Bastschuhen, mit den sauer ersparten Rubelscheinen, die in den Rock eingenäht oder in den Fußlappen versteckt sind, und nehmen aus diesem Land die Zeichen ihrer Pilgerschaft übers Meer mit heim: ein Säckchen Erde, eine Flasche Jordanwasser oder geweihtes Öl, und die biblischen Gewürze Dill, Thymian und Kümmel; bunt gedruckte Bilder der heiligen Stadt Hierosolym und das grobe Sterbehemd, dessen Maß in der Grabeskirche am Salbungsstein genommen ist, an der schmalen, fleischfarbenen, zwei Meter langen Marmorplatte, auf der einst Nikodemus den Leichnam des Gottessohnes salbte.

Am Eingang des langgestreckten Dorfes, das sich an die Wand des Berges schmiegt, erwarten mich zwei Damen in weißen Tropenhüten. Sie fassen sich ein Herz und fragen, ob ich sie durch das Dorf begleiten würde; sie wollen zum Grabe des Lazarus, aber sie wissen es nicht zu finden; man hat mit Steinen nach ihnen geworfen. So gehen wir denn zusammen. Es sind schwedische Missionarinnen. Die Gesichter von beiden sehen alt und abgearbeitet, zwar zäh, doch kränklich aus. Sie sind aus Indien auf der Heimreise und wollen am Heiligen Land nicht so vorüberfahren.

Suchend und nicht findend gelangen wir über das Dorf hinaus ins freie Feld und bleiben endlich vor der hohen Mauer eines Gehöftes stehen. Ich klopfe kräftig, es dauert lange, bis man uns öffnet. Ein mürrischer, großgewachsener Grieche in der Tracht eines Priesterzöglings, ein junger Mensch mit struppigem, dunkelrotem Haar, fragt, was wir wollen. Da wir uns nun einmal hierher verirrt haben, so läßt er uns ein und führt uns in die Kapelle, die in der Mitte des zur Wiese gewordenen Hofes steht, und zeigt auf einen Stein. Es ist die Stelle, bis zu der die Schwester des Lazarus dem Herrn entgegenlief und wo dann Jesus sich niedersetzte und den Freund beweinte. Die beiden Damen nehmen ihr dünnes, von Goldschnitt blinkendes Taschenbüchlein heraus und suchen mit freudigem Eifer das Begebnis im Evangelium. Der Priesterzögling begleitet uns in das Dorf zurück und übergibt uns dort einem Fellachen, der nach den üblichen Verhandlungen bereit ist, uns das Grab des Lazarus zu zeigen. Es ist eine Felsenhöhle mit schmalem Eingang und steilen Kellerstufen. Wir erhalten Wachslichter und steigen hinunter. Selbst die Damen scheinen nicht anzunehmen, daß es sich um den bezeugten Ort der Auferweckung handele. Aber es genügt, in diese uralten, bedrückenden Grabräume hinabzusteigen, um auch jene Stimme zu hören, die einst den Gestorbenen vor die Augen der Menschen an das Tageslicht heraufrief. Lazarus, erschrocken und geblendet in der Türöffnung, auferwacht, seinen im

Jubel der Tränen glänzenden Freunden lächelnd; und Jesus, sich abwendend auf die ängstliche Frage, ob nun der Erwachte nicht bald aufs neue sterben muß?

An der Rückseite des Ölberges wandere ich mit den befriedigten Damen den schmalen schwierigen Pfad empor. Oben erreichen wir die Mauer eines Grundstücks, das die Franziskaner vor kurzem erworben haben. Das große eiserne Tor steht offen. Wir setzen uns auf die Schwelle und sehn den Abhang hinunter über Blumenbeete und jung gepflanzte Bäume. Der Abhang scheint Berge und Hügel bis ins Unendliche einzufassen; in loser Häufung haben alle diese Schädel und Höcker sich gesammelt bis hinab zu der entfernten schwarzblauen Wassersohle. Tagereisen weit gleicht das Land den unzähligen erstarrten Wellen einer im Rausch der Schöpfung leidenschaftlich wogenden Erde. Ich sitze schweigend mit den beiden fremden Frauen auf der Schwelle des Klostergartens. Das öde, stellenwärts von einem rosigen Hauch gefleckte Land liegt zu unsern Füßen, der Wind spielt in den Gräsern. In der äußersten Ferne, vor den dämmerig blauen Bergzügen jenseits des Jordans, die den Himmelsrand begrenzen, unterscheidet das Auge die schwarzen Gehölze, die den Fluß bis an das Salzmeer begleiten.

Es ist dieselbe große Landschaft, die ich nach einer Stunde oben von der Höhe des Skopus noch einmal, und noch großartiger, sehe. Als ob ein Ba-

dender seine Zehe an einen Kiesel stößt, so scheinen hier die ungeheuern Winde des Weltraumes die Erde zu berühren. Das schwere Eichentor des burgähnlichen Stiftungsgebäudes ist durch eine steinerne Vorhalle gegen den Druck der Stürme geschützt. Der große Garten ist völlig kahl, Büsche und Blumen wollen in dieser reißenden Luft nicht wachsen. Es ist beunruhigend, in so stürmisch bewegter Luft auf eine in unzähligen Wellen abgesetzte Landschaft hinabzusehn, die in der vollkommenen Klarheit der Atmosphäre so deutlich und so nah erscheint und sich nicht im mindesten bewegt.

Drinnen in dem grauen, von Bogenlauben umgebenen Gebäude, dessen blinkende Fenster die Stubenreihen und große Hallen belichten, lebt die stille Schar der mit weißen Hauben geschmückten Kaisers-werther Schwestern. Die deutschen Besucher sitzen an langen Tischen vor den Kaffeetassen. Sie hören wieder einen Vortrag, und die etwas steifen romanischen Figuren der Wandgemälde schaun auf sie herab. Endlich brechen alle geräuschvoll auf. Sie bilden im Hof eine Gruppe, ein Photograph stellt sie zurecht und schließt sie dann alle, die zufriedenen Gesichter, in seinen vom schwarzen Tuch verdeckten Kasten.

Eh noch die Reihe der Wagen, die draußen vor dem Tor der endlos langen Gartenmauer wartet, sich wieder füllt und in Bewegung setzt, bin ich weitergegangen, und ich steige den von Bruchfelsen beschüt-

teten jähen Abhang des Ölbergs hinunter. Ein paar Fremde betrachten von hier aus, nachdenklich an einen Mauerrest gelehnt, ein wenig abseits von dem Pfade, die Stadt. Sie haben das Buch oder eine Karte in der Hand wie alle. Ja, es ist ein schwermütiger Anblick, das dort drüben. Man sieht den Tempelplatz. Ein paar arabische Frauen stehn am Brunnen, sonst ist er leer wie ein Brett. Er ist wie eine große, von unzähligen versteckten Trümmern getragene Ebene in der Gefangenschaft der Stadtmauer; traurig wie der Rest eines verbrannten Planeten hängt über ihr die schwarze Kuppel der Omar-Moschee. Einzelne Beter mögen unter ihr auf den bunten Teppichen in den Nischen des großen Rundgebäudes liegen. In der Mitte aber, unter der Kuppel, kauert wie ein gefangenes Tier in seinem Gitter der graue nackte Fels, einst der Gipfel des in Jahrhunderten überbauten und geglätteten Berges Moria. Man kann in den Keller unter diesen Fels hinuntersteigen und ihn schweben sehn. Durch das Loch in seiner Mitte troff einst das Blut der Opfertiere. Es heißt nach den Berichten eitler Geschichtschreiber, daß einst in Jerusalem an jedem Passahfest eine Viertelmillion Lämmer geblutet habe. So sehr groß und volkreich war die Stadt, und das Fest war ein Rausch von Grausamkeiten und von Gottesnähe. Aus dem Tempel floß das Blut der geschlachteten Tiere in einem starken Strudel zur Schlucht hinunter. Versteckt wie die Kanäle des Tempels sind die unterirdischen Hallen des Tempel-

platzes. Man steigt zu ihnen hinab und bestaunt die kräftigen Säulen, die von Ketten eingekerbt und abgerieben sind wie die Pfosten eines Stalles. Es sind die Gewölbe des Königs Salomo, des großen Maurers. Schon zeigen sie ihre ganze Tiefe nicht mehr. Die Erde ist an den Pfeilern in die Höhe gewachsen, man schreitet auf den Schichten eingestampften Schuttes.

Der stolzeste Ritterorden des Abendlandes führte einst den Tempel Salomos in seinem Wappen. Noch die schwäbischen Bauern, die vor einem halben Jahrhundert nach Palästina zogen, träumten, den versunkenen Tempel in Herrlichkeit wiederaufzurichten; sie glaubten, daß einst Künstler kommen sollten, die ihn erbauten, als die Bezalel des neuen Gottesdienstes. Noch ist das tausendjährige Reich nicht gekommen, und der Gottesdienst der Templer ist in seinen äußeren Formen leer geblieben wie dieser Tempelplatz. Auf ihm ruht eine Wucht von Weissagungen, guten und schlimmen Weissagungen von der Wiederkunft Christi und vom Unheil des Antichristus, und hier betrachten sich auch die Gläubigen untereinander mit Mißtrauen wegen der herben Gegensätze ihrer Auslegungen. Vielleicht kommt die Erfüllung von einer andern Seite. Die Augen amerikanischer Besucher betrachten zuweilen abschätzend den flachen Raum dort unten. Ist etwa schon das bare Gold vorhanden, dies Heiligtum dem Islam abzukaufen? Sollte nicht auch der jüdische Eigensinn

von diesem Traum gestreift worden sein, hier auf dieser Anhöhe? Hat man nicht heimlich schon begonnen, den neuen Tempel zu errichten? Die Gelehrten mit ihren Ausgrabungen machen den Anfang. Aus dem Geschaufel der Tagelöhner, unter dem feinen Spaten der Archäologen erstehen die alten im Land verstreuten Städte mit ihren in den Grund versunkenen Mauerbogen. Von der Königsstadt Samaria zieht ein Feldbähnlein den Schutt hinweg wie eine Decke und enthüllt die Gemächer, die gestürzten, vom Brand geschwärzten Säulen, das Heiligtum des Baal, das im Buch der Könige beschrieben ist. Man legt auf Tonscherben den Finger, die dreitausend Jahre außerhalb der Welt gewesen waren, mit ihren Schriftzügen als Quittungen über Öl und Wein für den Haushalt längst im Staub aufgelöster Landesherren. In Sichem, in Gaza, am See Genezareth wird ein gleiches einst geschehen.

Durch den niederen Durchlaß der Mauer von Gethsemane muß jeder gebückt den Garten betreten. An der Mauer sind die vierzehn Leidensstationen. O tiefe, von den Schwergefühlen der Ehrfurcht, des Schmerzes, der Unwürdigkeit und des Dankes bewegte Andacht der Gläubigen an dieser Stelle. Uralte Ölbäume mit zitternden Blättern winden sich hier aus dem Boden empor wie Schlangenknäuel. Gleich alten Tieren erhalten sie das Gnadenbrot. Beete von Stiefmütterchen, Levkojen und Rosen, eingefaßt von Rosmarin und Immortellen, liegen als Teppiche zu ihren

Füßen. Ein greiser Mönch in brauner Kutte ist der Wärter dieser Bäume. Er erlaubt mir, einen Strauß zu pflücken. Viele Besucher beneiden diesen gütigen und demütigen Jünger des heiligen Franziskus.

Die drei Gestalten des Joseph von Arimathia

Ein Satz in Veränderungen,

eingefügt

dem ehrwürdigen Rabbi
Jechiel Zebi Herschensohn Lichtenstein,
weiland Lehrer am Institutum Iudaicum in Leipzig
zum Andenken.

I

Die Abende sind kurz in Jerusalem. Mit den ersten Sternen kommt die Nacht. Gegen Abend erreicht der Wind vom Meer die hohe Stadt und fegt die Schwüle des Tages plötzlich hinweg. Dünne Seewolken, kaum zu Wolkenbildern gestaltet und rasch zerflogen, wehen dicht über das bleiche Häusergebirge. Der Fremde, von den Fußwanderungen, der Hitze und dem Lärm eines Tages schwer ermüdet, erwartet wie ein Luftschiffer diesen feuchten, fast unsichtbaren Nebelflor auf dem Dach des Hauses. Wohlgeruch von Jasmin und Orangenbüschen steigt aus dem schmalen versenkten Hof und mischt sich mit der Kühle. Von der Brüstung des Daches geht der Blick in die von einzelnen Mauerbogen überwölbte Gasse wie in einen Schacht hinunter. Begibt man sich zum andern Rande, so sieht man jenseits des bleichen Tales die Berghöhen, die dunklen Baumgruppen dort und die im Mondlicht schimmernde goldene Kuppel der Russenkirche. Es ist ganz still auf den Dachhöfen. Durch das einzige erleuchtete Fenster, das hier sichtbar ist, seh ich eine arabische Familie sich zur Ruh begeben.

Auch ich begebe mich in meine Kammer, in das kühle Gewölbe, dessen aus Steinen gefügte Kuppel wie der höchste Teil einer Kugel von den Fliesen des Daches sich abhebt. Ich lasse die Türe offen und schlafe wie ein Erschöpfter ein. Doch plötzlich fahre ich auf, von den gellen Stimmen vorübergehender Leute aufgeweckt, und später noch einmal von dem Klappern und Ausgleiten der Hufe eines Maultiers, das unten vor meinem Kammerfenster die Gasse heraufsteigt. Und zum drittenmal öffne ich erschrocken die Augen. Ein Mann in altertümlicher Kleidung steht mitten in meinem Zimmer. Ich richte mich auf und betrachte ihn verwundert. Meine Unruh hat aber eigentlich keinen Grund. Es ist ein stiller Mann. Es ist Joseph von Arimathia, dem das Grab gehörte.

Stumm steht er da und hält in den Händen einen Becher, in dem sich eine wenig abgeflachte und umflochtene Kugel befindet; er trägt diesen merkwürdigen Gegenstand, als hielte er ein Hauszeichen oder ein Wappen. Ich meine, ich kennte es schon, das kluge, mit Schärfe durchgearbeitete Gesicht des Juristen. Ja, ich kenne nnd weiß alles von ihm. Ohne Mühe deute ich jede Linie seines Gesichts und seine Haltung, ich sehe sein längst vergangenes Leben bis auf den Boden der Seele. Ich habe einmal vor Jahren, als ich aus der Matthäuspassion nach Haus ging, bewegt an ihn gedacht, der sein eigenes Grab an den Gekreuzigten abtrat. Er war von Bauerneltern in

dem Städtchen Rama, das nicht weit vom Meer auf einem Bergzug liegt, ein reicher Mann von Hause aus; war bei den Griechen in Alexandrien erzogen und in seinen Mannesjahren ein geachteter, vielleicht ein wenig habgieriger Fürsprech in Jerusalem. Er war ein Freund der Bücher, Anhänger eines freieren Judentums, von dem er in der Stadt der ägyptischen Weisen den Hauch in sich aufgenommen hatte. Seine Ansichten behielt er für sich, sie würden vielleicht noch in unserer Zeit gefährlich genannt werden; er aber stand in Jerusalem mit den mächtigen Männern in Verbindung, denen er wohl in beherrschten und eindringlichen Streitreden gegenüber trat, so daß mancherlei Anregung und verborgener Einfluß von ihm ausging, aber diese Gespräche lehrten ihn auch die zahllosen äußeren und inneren Schwierigkeiten der Gesetzestreuen kennen und stärkten in ihm jenen Keim des gerechten Abwägens der seelischen Gewichte, dessen er zu seiner Meisterschaft der Angriffe und der Verteidigung bedurfte. Er war ein Meister der Streitrede, aber die Gerechtigkeit in seinem Herzen machte ihn unglücklich. Es ist somit auch nur eine unbeglaubigte Fabel, die ihn später für einen heimlichen Jünger des Nazareners erklärte.

Diesem Manne nun machte sich Gott selbst auf seine wunderbare und grundlose Weise zum Mieter. Gott kehrte in seinem Garten ein wie ein hoher Gast, der in das Haus eines niedrigen Menschen einkehrt und mit seiner Anwesenheit allein diesen Menschen

zwingt, ihm Bett und Schüssel abzutreten. Ihn aber zwang Gott zur Abtretung des Grabes, das er sich in einem grüblerischen Selbstbewußtsein in seinem Garten hatte hauen lassen. Denn die Römer in ihrer Schärfe hatten, sowie sie die weichen Fluren in der Umgebung der Stadt verwüsteten, jene Gegend, wo die Gärten und Sommerbauten der Reichen lagen, als Hinrichtungsorte ausersehen und schlugen dort die Verurteilten an das Kreuz. Der Nazarener erlitt auf der Stätte neben Josephs Garten das Sterben. Da überwältigte ihn das Elend des Volkes, das in einem so schreckenvollen Taumel des Hasses den Unschuldigen aus dem Leben stieß. Ein Gefühl des Jammers trieb ihn aus seinem Hause vor die Stadt und ließ ihn zu einem Zeugen der Klagen furchtsamer Jünger, des markerschütternden Weherufes werden. Er machte sich unter einem inneren Befehl auf den Weg zu Pilatus, um an Stelle der furchtsamen Anverwandten den Leichnam sich zusprechen zu lassen und besorgte, von immer größerem Trotz und Verzweiflung angetrieben, alle die Gänge, die bei einem Todesfall nötig sind. So kamen Spezereien und reine Tücher zur Stelle. Am Abend half er selber die blutigen Hände und Füße des Leichnams von den Nägeln lösen, ihn verhüllen und ihn nach der Beweinung in dem Felsgehäuse bergen.

In jener Nacht vermochte Joseph nicht zu schlafen. Er wälzte sich heiß auf dem Lager in der verschlossenen Kammer. Seltsam, einen anderen im eigenen Grab

zu betrauern. Er stand auf und ging durch das Haus und löschte jedes Licht, um Tod und Grab zu schmecken, um recht bei sich zu sein in dem völlig schwarzen Dunkel. Schweres Entsetzen und Unbehagen der Seele! War es nur die Trauer um den Tod des milden Menschen aus Galiläa? War es nicht viel mehr ein heftiger Neid und Sehnsucht nach dem weggeschenkten Grab, nach seinem eignen Grabe? Das zerriß ihm seine Miene fast.

Man denke sich aber seine Bestürzung, als am zweitnächsten Tag die Boten kamen, die ihm sagten, das Grab sei offen und leer gefunden. Es ist mein Grab! wiederholte nun in ihm laut die Stimme seines abergläubischen Widerspruchs. Es weigert sich, einen anderen aufzunehmen als mich, den wirklichen Herrn. Ich bin es, der seit vielen Sommern vor diesem Ort in den Büschen mit seinen Büchern vor dem ausgehöhlten Fels gesessen hat. Die leere Höhle hat sich wie eine Zisterne angefüllt mit dem Gedanken an den Tod und mit dem Denken über der im Land heimlich verbreiteten, geheimnisvollen Lehre vom künftigen Auferstehn der Toten. Und dies mein Grab ist mir anhänglich geworden wie ein Hündlein, das von jedem anderen sich trennt, um nur dem eigenen Herrn zu folgen.

Man erzählte ihm ferner die Gerüchte, die besagten, der Nazarener sei auferstanden; er sei den Frauen und den Jüngern im Leibe erschienen. Das erregte ihn insgeheim mit Entrüstung und Unruhe: er hielt es

für unmöglich, daß dann nicht auch ihm, dem Besitzer selber, von dem Auferstandenen die unzweifelhafte Anzeige davon geworden sei. Da dergleichen nichts geschah, so verhehlte er nirgends seine Ansicht, das Grab sei heimlich aufgebrochen und der Leichnam sei gestohlen worden. Die Tatsache selbst blieb schweigsam und gab ihm für diese Ansicht keine Bestätigungen. Aber was bedeutet selbst das zweifelhafte Auferstehen eines Toten gegen das Abhandenkommen des Leichnams, das außer Frage war. Für ihn allein wurde dann das Wunder um so größer: daß ein Grab keinen anderen haben will als den, der für es bestimmt ist! Er hätte aufbrüllen mögen in einem geisterhaften Jubel wie ein Irrsinniger. Doch dann beschwichtigte ihn die gewohnte strenge Besonnenheit des Denkens, und er erwog bekümmert und enttäuscht die andere Möglichkeit: die Möglichkeit des Auferstehens, da er ja an eine solche Treue des Grabes nicht herzlich glauben konnte. Zauberern mochten die Gegenstände folgen; er, Joseph, aber war kein Zauberer, er war ein Zweifler im höchsten Fall. Dachte er an den stillen Glanz und den heimlichen, unerhörten Ruhm des Nazareners, so überkam ihn ein vernichtendes Gefühl. Es beleidigte ihn und demütigte ihn, daß jener, wenn er kraft einer ungeahnten göttlichen Verbindung imstande war, den Lebenden zu erscheinen und wie ein Lebender umherzugehn, es unterließ, auch ihm zu erscheinen und ihm zu danken. War der Nazarener wirklich einer von jenen, welche die Erde, nach den

Sagen der Mystiker, in ihrem Schoß zu behalten nicht vermag, dann hatte das Wunder vor drei Tagen schon begonnen, als er, Joseph, in seiner inneren Unwiderständigkeit sich zum Dienste des Geopferten hergab. Sein Grab war dann zur Hülse geworden, aus der die göttliche Frucht hervorbricht. Gelobt sei Gott, der ihm diesen Meteorstein auf den Acker gesandt hat. Doch der Acker hat ihn nicht behalten, der überirdische Gast schwebt nun umher und erschreckt die Menschen durch Erscheinungen. Ihm allein, dem Glaubensunfähigen, erscheint er nicht.

Da meinte Joseph endlich an einem Morgen sich zu erinnern, daß er die Erscheinung gehabt habe. Doch ach, lebte denn in ihm nicht deutlicher der beängstigende und zugleich beseligende Eindruck? Der Traum wiederholte sich klarer in den folgenden Nächten, bis sich dann aus ihm wie eine Schneeflocke die lichte Gestalt des Nazareners löste und ihn mit feurigen Augen ansah. Dessen erinnerte er sich genau am anderen Tag. Dennoch fragte er sich, ob er nicht geträumt habe! Und durch diese bohrende Frage fiel er sogleich dem Schmerz und der Scham seiner alten Zweifelsucht anheim. Der Traum wiederholte sich nicht mehr; er mußte es bei der Ungewißheit bewenden lassen und beschloß denn, das Grab mit der geborstenen Platte zu bedecken und den Garten von nun an zu meiden. In der folgenden Nacht aber erschien ihm für das rätselhafte Erlebnis ein neues geträumtes Sinnbild: es war eine durch Bastbänder umflochtene,

scheinbar unlösbar fest verschlossene und in ihrem Glanz gehemmte kristallene Kugel, die zu ihm herabstieg und sich in seinen Trinkbecher legte, als er ihn eben zum Mund zu führen gedachte. Er fand am Morgen diese Kugel wirklich in seinem Becher. Er nahm sie und trug sie hinaus, vergrub sie unter einem Busch und schloß den Garten für immer zu.

Joseph erlebte es zwar, wie auf die Sage von der Auferstehung die Anhängerschaft des Nazareners sich wie ein Brand verbreitete. Er selber, zu dem sehr oft die Zweifler kamen, um ihn um Auskunft über die seltsame Tatsache zu fragen und die von seinen dunkeln Antworten unbefriedigt blieben, zog sich zurück von allem Menschenumgang als ein Zuschauer, doch als ein Unbeteiligter an dem glimmenden Aufruhr der Gemüter, und er starb, noch eh die Stadt von den Römern belagert und dem Erdboden gleichgemacht wurde. In einem der steinigen Täler, die Jerusalem umgeben, ist sein Leib neben den Unzähligen und Namenlosen versenkt. Der Becher mit der Kugel aber wurde bei den Grabungen unter dem Kaiser Konstantin gefunden und zunächst für ein Hauszeichen gehalten. Man befestigte ihn über dem Tor der griechischen Kirche, die zum Schmuck des Heiligen Grabes und zum ewigen Gedenken die Stätte des einstigen Gartens einnahm, und das merkwürdige Zeichen der Gnade und des Verweises ist dort heute noch zu sehn. Viele erblicken in diesem Zeichen den Mittelpunkt der Welt.

Dem Joseph von Arimathia aber hat Gott das Recht gegeben, aus dem unerkennbaren Staub seines Grabes sich nachts zu erheben und mit jenem Sinnbild in den Händen andere zu besuchen; insbesondere aber in Zweifel gefallenen Menschen als ein Gast des Schlafes zu erscheinen und ihnen die Unruhe und Niedrigkeit ihres Herzens bewußt zu machen.

II

Von den Fußwanderungen, der Hitze und dem Lärm des Tages ermüdet, verbringe ich die Abendstunde auf dem Dach des Hauses. Unendlich hoch und vollkommen ungetrübt mit ihren Sternen steht die Himmelskuppel über Jerusalem. Ich denke an das ferne kühle Meer, das sich im Mondlicht knittert. Ich sehe in der Nachmittagssonne die geschaukelten, mit hellen Farben ausgemalten Ruderboote, die Reisende von der Treppe des Dampfschiffs abholen und durch die Brandung gleiten und immer neue Ankömmlinge auf den Boden dieses Landes setzen. Ist irgendwo am Himmel Gottes unsichtbarer Thron, dann ist er hier, und der Wind, der groß und klar über diese Berghöhen hinstreicht, breitet die Wolken unter ihm aus wie einen Teppich. Ich erschauere in der kühlen, durchsichtigen Nebelluft. Vielleicht hat nichts so sehr zu der heimlichen Erregtheit der Menschen dieses Ortes beigetragen wie dieser täglich sich wieder-

holende rasche Wechsel zwischen dem Lastgefühl des Tages und der holden Erfrischtheit, die einen tiefen Schlaf gewährt.

Die Dachhöfe sind verlassen, die Schluchten der Stadt sind dunkel geworden. Nur an den Kreuzungen der Gassen brennt die Laterne. Wächter gehn umher und pochen mit dem Stab auf die Steine, andere sitzen tief im Hintergrund der mit Haufen von Getreide und Feldfrucht gefüllten Gewölbe. Fern im Tal, über dem Hain der Ölbäume, glänzt im angreifenden blassen Mondlicht die goldene Kuppel der Russenkirche. Wer mag dort wachen hinter der Gartenmauer von Gethsemane? Jetzt hat der Wärter die alten flüsternden Bäume allein gelassen und schläft irgendwo, in seiner Zelle ausgestreckt. Morgen wird er wieder vor den Besuchern stehn und ihnen Sträuße pflücken.

Ich bin bereit, in meine Kammer zu gehn. Der Schatten einer Wolke legt sich über die bleichen Dächer. In diesem Augenblick kommt der kleine bärtige Mann in der braunen Kutte die Stufen zu mir heraufgestiegen. Ganz leicht berührt er meinen Arm und sagt mit ruhigster Stimme: ich werde dir das zeigen, folge mir.

Ich stand auf und ging mit ihm. Ich war verwundert, denn in den Gassen war ein Leben wie an einem Markttag. Die Köche buken, die Kaufleute saßen, von ihren Kunden besucht, bei ihren

Waren, und die Morgensonne schien. Über den Budiken hingen die Schilder, der Katalog der Straße in allen Sprachen: das krause, würmergleiche Arabisch, die Runen der Griechen, die wuchtigen Keilzeichen der Hebräer, die steifen in sich geschlossenen Buchstaben der Lateiner und die gleichsam beschädigten Ziffern des armenischen Alphabets. Wir traten in ein Gewölbe. Es war eine leere große Halle, nur nach dem Tageslicht der Straße zu lagen Hügel von Weizenkörnern, Körbe voll Oliven, Sesamsaat und kleine Kisten mit Seife. Ich erkannte beim Hinaufsehn zur Decke, daß zu diesem Bau die Bogenreste eines edlen älteren Gewölbes verwendet waren. Aus welcher Zeit es stammte, wer vermöchte das zu sagen? Der Mönch führte mich durch einen Hof, wo Maultiertreiber und Karawanenlenker ihre Tiere ruhen ließen, dann klopfte er an eine Pforte, die den Eingängen der Ställe glich. Die Pforte ging auf; es war ein Einheimischer, der uns einließ und sein Haupt tief niederbeugte.

Wir befanden uns in einem Saal, dessen Wände aus hellem Marmor gemauert waren; ein Gitter war an seinem Ende und eine Gittertür. Der Pförtner brachte Lichter. Wir stiegen einen Gang von Stufen abwärts tief unter die Straße und gelangten in einen von Menschen angefüllten Raum. Es waren Männer in langen schwarzen, braunen und gelblichweißen Ordenskleidern, mit Kapuzen über den Köpfen oder den Schleiern vor dem Ge=

sicht. Als hätten alle Provinzen der Welt sich eingefunden und Geistliche entsendet, so bemerkte ich in dieser Menge neben Griechen und Lateinern auch nordländische Pastoren und fremde Häretiker in Trauerkleidern und fahl gekleidete Männer aus Asien, die von ihren gelben Stirnen die Abzeichen der Kaste ausgelöscht hatten. Die weite Halle war von feinen Schäften eines Säulenganges umgeben wie die Halle eines Palastes in einem Garten; aber alles war in die Erde der Felsstücke und des Lehmes versunken, die Zwischenräume der Säulen waren ausgefüllt. Mir schien es nun, als sei eine der Wände fortgehoben. Die mahlende Bewegung der zusammengedrängten Menge schob mich vorwärts, ich sah in eine Grotte, die in der Dunkelheit gebettet lag wie ein blaues Glas; es war das blaue, durchsonnte Tageslicht, das sie auf eine unerklärliche Weise füllte. Auf dem Boden dort stand ein steinerner Trog ohne Deckel. Er war wie die ägyptischen Sarkophage aus dunklem rotkörnigem Granit gehauen. Ich vermochte zu sehen, daß ein Leichnam in diesem Behälter lag. Der Leichnam war mit schmalen, weißen, bitter duftenden Tüchern umwunden, als sei er eben erst bestattet worden. Auch das Haar und Gesicht des Verblichenen war sichtbar, die bleiche Haut der Wangen war von oben her mit Blut überronnen wie mit feinen Fäden, auf der Stirn waren Risse und Spuren wie von Nadeln. Ich wollte näher hintreten, damit ich die ganze Gestalt des Mißhandelten zu

sehen und mein inneres Erschauern begreifen möchte. Indessen vernahm ich aus den Versammelten einen Gesang:

Dies ist der Leib, der gewandelt ist in Galiläa, heraufgekommen nach Jerusalem und geblutet hat am Kreuz der Römer. Begraben im Garten des Joseph, gerettet von den Jüngern und bestattet in der Schatzkammer.

Weh aber denen, die gewandelt sind im Fleisch und verlassen sind ohne Auferstehung. Wehe denen, die begraben sind und nicht auferstanden.

Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür?

Vollkommenheit, Einheit, Maß, Kraft der Völker, Wachstum im Geist, Kaisertum, Reich Gottes.

Hier ist Christus. Einziges unter den Gräbern, unbewegt von Anfang, ein Stein der Welt und wird den Staub nicht sehn bis an der Welt Ende.

In diesem Augenblick betrat vor allen ein Mensch die Halle; er hatte einen Kranz von Eichenblättern in seinem Haar und trug ein weißes Kleid wie die wälischen Seher; sein Angesicht allein war dunkel und zeigte die morgenländische Seele. Er trug in seinen Händen eine grüne gläserne Schüssel, ein Feuer strahlte aus ihrer Mitte. Während er in dem von ihm getragenen Licht dastand, sprach er Worte, die ihn wie ein Gezweig alsbald umgaben.

Ich war vom Meer heraufgekommen,
Ich war vom Makkabäerstamm.

Ich hatte Schwerter mitgenommen,
Ich suchte Löwen, fand ein Lamm.
Gerüstet war mein Haus zum Feste,
Sie kamen her, die groben Gäste,
Es kam der Herr der Eselin,
Samt Zwölfen mit bescheidnem Sinn.
Sie aßen still ihr Abendmahl
Aus meiner Schüssel und Pokal.
Den Judas habe ich verkehrt;
Dem Petrus schenkte ich ein Schwert.
Ich wollt durch sie das Volk anzünden,
Sie aber waren wie die Blinden
Und gingen ihre Wege fort.
Ischarioth verriet den Ort.
Der Meister ward allein gefangen
Und tags am Kreuze aufgehangen.
Da ward zur Vesper Mitternacht;
Er schrie hinaus: es ist vollbracht.
Ich nahm ihn von dem Holze fort,
Bracht ihn an den verborgnen Ort,
Drum er der Auferstandne hieß.
Gott dennoch unsre Stadt verstieß.
Ein Kriegsknecht aus dem Britenland
Wies mir den Weg zum fernen Strand,
Die Schüssel, drin das Blut hintroff,
Bracht ich an König Artus' Hof
Als edlen Gral und Heiligtum,
Erwarb mir großes Geld und Ruhm.
Der Heiden Herr ist Jesus Christ,

Mein Judenvolk zerbrochen ist.
Mich konnt sein Blutquell nicht erlaben.
Ich lieg in Worms der Stadt begraben.

Nach dieser Aussage schwand die Erscheinung. Mein Führer sagte: es war Joseph von Arimathia. Ich sah alle niederknien in einem beklommenen Schweigen und manche in ein Schluchzen ausbrechen, jene, die fühlten, daß fortan die Kraft von ihnen genommen sei, in Lauterkeit den überkommenen Glauben zu predigen. Ich trat vorwärts und sah das Antlitz in dem steinernen Sarg. Es war schöner und schmerzlicher als es die großen Maler darzustellen vermögen, tot wie ein Stein, doch zugleich lebendiger als alles, was in der Bewegung ist. Ein Spinne hing in der Luft an dem demantenen Faden, ein Rotkehlchen saß auf dem Rand des Steins zu seinen Füßen, draußen vor dem Trog im Grase glänzte eine Eidechse mit schlankem hartem Leib und winzigen wachen Augen. Da ich mich nun niederbeugen wollte, stieß sich meine Stirn, und ich entdeckte, daß die Luft spröd und undurchdringlich war. Ich trat zurück und gewahrte mit Schrecken, daß die Spinne, der Vogel und die Eidechse unbeweglich, nicht anders als die Mücke, die mit ihren unversehrten Flügeln im Bernstein gefangen sitzt, nicht tot noch lebend, in diesem tagesblauen Stein gefangen standen.

In diesem Augenblick schrien alle: Er ist nicht auferstanden! und warfen sich zu Boden. Der

Mönch ergriff meine Hand und führte mich stark auf die Gasse zurück. Ein Zug von Pilgern begegnete uns dort, die heute angekommen waren, die trugen Palmenzweige und riefen voller Freude, denn sie wußten nicht, was unter der Erde war und wie die Wenigen dort unten sich vor den verborgenen Erscheinungen wanden: Gepriesen sei, der niedergefahren ist zur Hölle, den Jüngern erschienen in den vierzig Tagen an den Örtern des jüdischen Landes und in Galiläa, gen Himmel gefahren und sitzt zur Rechten der Kraft. Christ ist erstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!

In dem Gewimmel verlor ich meinen Führer und sah, es war jener Wächter von Gethsemane gewesen. Ich kam in das Haus zurück und erzählte, was ich gesehen hatte. Der Hausvater, obgleich nur ein Laiendiener des der Kirche nicht mehr zugehörenden Ordens, doch vertraut mit den Dingen in der Stadt, sagte: er habe wohl gehört, daß auch ein anderes Grab Christi in Jerusalem bestehe und in den Tagen zwischen den großen Festen heimlich besucht werde. Näheres darüber habe er nie in Erfahrung bringen können. Der letzte ihm bekannt Gewordene, der auf eine geheime Weise ebenfalls dorthin geführt wurde, sei ein Kandidat der Theologie aus Basel gewesen. Der sei danach zu den Behörden gegangen, um den offenbaren Betrug und Unfug aufzuheben, mit welchem Erfolg, sei nicht

bekannt geworden. Es handele sich um die Grabkammer des Barrabas. Der Schlüssel dazu befinde sich in Händen einer berüchtigten Sippe, deren Stamm angeblich auf den Übeltäter zurückgehe, der an Stelle des Herrn freigelassen, später aber nochmals ergriffen und getötet worden sei. Das vorige Haupt der Sippe, ein Mohammedaner namens Dschawud Efendi, einer der vornehmen und reichen Bodenbesitzer in der Stadt, sei von einem entfernten Verwandten erschlagen worden. Es gehe die Sage, daß alle männlichen Glieder dieser Familie ihr Leben auf eine gewaltsame Weise verlieren. Seien die ältesten von den Juden gesteinigt, von den Römern gehängt, von den Griechen vergiftet, von den Sarazenen erstochen, von den Franken während der Kreuzzüge erschlagen worden, so seien andere in Armut gestorben, wieder andere durch einen Unglücksfall, durch eigne Hand oder von der Hand der Türken ums Leben gekommen. Im übrigen gebe es, wie bekannt sei, in Jerusalem von allen Heiligtümern ein zweites und gar drittes, vom Teufel eigens geschaffen, um die Gläubigen zu verwirren. Daher der unaufhörliche Zank und Streit um die heiligen Orte, das Mißtrauen der verschiedenen Bekenner gegeneinander. Am schlimmsten seien die Mohren, die am Heiligen Grab vielerlei scheußliche aus Holz oder Knochen geschnitzte Gegenstände weihen und sie später in Afrika verbreiten. Dunkle Bewandtnis habe es wohl auch mit der grünen Schale des Joseph von Arimathia, die, wie man lese, in Eng-

land, nach anderer Überlieferung in den Pyrenäen oder auf einer Burg in Deutschland aufbewahrt und dort neuerdings auch auf dem Theater als der heilige Gral verehrt werde.

III

Da ich zu glauben nicht vermochte, so zwang mich Gott zu sehen und führte mich in das Gefängnis der sichtbaren Dinge. Es lenkten mich, Anreiz und Widerstand in einem, die steinigen Wege durch Jerusalem. Ich sah über der quälenden Stadt das Feuerblau des Südhimmels und die purpurgoldene Dämmerung des Abends und verbrachte, ungesättigt von dem Glück des Hierseins, die Ruhestunde auf dem Dach des Hauses und in Selbstgesprächen.

Ausgestreckt im Stuhl und das Gesicht emporgewendet, sah ich den Kuppeldom der Grabeskirche und die gelben Steine der Moscheen, die mit Festigkeit über diesen Dächern ragen. Es sind die Strafen und die Mahnungen; Steingebilde, doch nicht unzerstörbar. In diese Luft streckten sich einst auch die gewaltigen Wehrtürme des Herodes und sind gefallen.

Als ich die Stufen hinaufkam, erwartete mich ein jüdischer Mann, der setzte sich zu mir und sprach von Gott als dem unverteilten Wesen ohne einen Geist zum Gefährten und ohne den Sohn. Aber mit dem jüdischen Volk hat doch derselbe Gott den Bund geschlossen und tut an ihm das fortwirkende Wunder.

Denn da die Juden gegenwärtig unter allen Vorwänden das Land Israel erwerben, um es zu einem künftigen Wechselhof zu machen für den Handel zwischen Indien und den Städten des Abendlandes, bekennen sie die tauben und unbewußten Eigenschaften des Wassers, das in ein Land hernieder regnet und weiß, daß es in den Reben aufsteigt und zu Wein wird.

Die weißen steinernen Dächer, die uns umgeben, senken sich abwärts in ein trockenes Tal. Der Berg Skopus hebt sich aus der mattgefärbten Helle. Die flachen Dächer mit ihren versteckten Spalten, den zuzuweilen erkennbaren Gärten und Höfen, wo am Tag Pfauen und Gazellen in ihrer Haft den Blick der Mitleidigen auf sich ziehn und den vielen, wie Blasen hervorgequollenen, aus Quadern geformten Kammerwölbungen, mit kurzen Brückenbogen, weißen Kaminen und schwarzen Zypressenwipfeln, bilden einen engen und verschwiegenen Zusammenhang.

Auf dem Dom unter dem letzten Flor der Wolken klimmt ein Mann mit einer Fackel. Während es dunkler wird, beginnt dort oben im Windzug ein Edelsteinkreuz zu flackern aus unzähligen kleinen bunten Lichtern.

Mit stiller Seele beteiligt an der geheimnisvollen Umkehr des Tages in die Nacht, während ringsum alles im ersten Schlafe atmet, sprechen wir vom heimlichen Sinn der Propheten, von denen einer gesagt hat: der Herr wird plagen alle Heiden, die nicht heraufkommen, das Laubhüttenfest zu halten. Doch hat ein anderer seinem Volk gedroht, daß sie einst den

erkennen werden, den sie durchstochen haben. Schon unerkennbar in der Dunkelheit, sitzen wir bei der Auslegung einander wie Bewaffnete gegenüber und verstummen feindselig. Der alte Zank ist ausgebrochen. Ich geleite den Besucher zu den Stufen, bereit, ihn im Schlaf zu vergessen.

Wie duftet in meiner Kammer der Strauß von wilden Rosen mit seiner wunderzarten Kraft. Auf meinem Bett liege ich und schwebe wie in einem festgebundenen Kahn auf einer durchsichtigen und fast unwahrnehmbaren Welle. Weites taghelles Land ist vor den Fenstern; unter ihren Bogen steht ein bärtiger Mann vor einem Pult. Er schaut von seinem Buch auf und sagt: Ich bin es, Joseph von Arimathia. Lies das Geschriebene.

Wohl war in dem unsichtbaren Buch die Schrift, die er zu lesen gab, schon lange Zeit vergangen; aber ich erkannte das Geschriebene als ein ewig Gegenwärtiges wie es von Anfang enthalten und auseinander gefaltet und wieder zurückgekehrt war in den Fruchtknoten alles Geschaffenen, und las dieses.

An dem Tag, da ich, Joseph, auf das Fest mich bereitete im Warten auf das Reich Gottes, das nah verkündet war, unterbrach mich der Bote des Rats und ich folgte ihm in die Versammlung, die handelte über den Sohn des Zimmermanns, Jesus, der in der Stadt das Volk bewegte; der war fort gewesen und wiedergekommen, um dem Fest beizu-

wohnen. Denn die Obersten des Volkes hüteten sich, diesem Lehrer im Tempel zu begegnen und fürchteten ihn seiner Gleichnisse wegen; darum besprachen sie, wie sie ihn entfernen sollten. Ich aber, der zu ihrer Freundschaft nicht mehr gehörte, denn ich glaubte an diesen Gesandten Gottes und hatte seine Taten gesehen, beschwor sie, den Geweihten nicht anzutasten. Da ließen sie einen Mann hervortreten, es war Judas der Wechsler, ein seit Mutterleib Gezeichneter, dessen Jesus sich erbarmt hatte seines Eifers wegen und der ihm folgte. Der wiederholte vor der Versammlung, daß es gut sei, den Meister in Gewahrsam zu nehmen über das Fest, damit der Zwiespalt im Volk vor den Fremden verborgen bleibe. Und sie lobten diesen Törichten, ich allein schied aus ihrer Mitte und sandte einen Boten fort, Jesus zu suchen und ihm zu sagen: nimm Wohnung, du Mann Gottes, im Sommerhause deines Knechtes Joseph. Am Abend kam der Bote wieder und hatten ihn nicht gefunden. In der Frühe aber sah man die Fremden, die auf das Fest gekommen waren und eine Menge, die dem Rat anhing und jenem falschen Jünger glaubte, vor das Richthaus laufen und fordern, daß Jesus gekreuzigt würde. Denn in der Nacht hatte man ihn gefangen. Die Gefangenen verurteilte der Landpfleger. Als nun jener Judas hörte, daß sein Herr verurteilt war, entwich er vor die Stadt und erhängte sich. Ich aber stand unter den Zuschauern und wartete mit Furcht und Zittern der Zeichen, die geschehen sollten.

Und da man die Gefangenen hinausführte, sah der Meister den allerärmsten gleich, doch sein Angesicht war das des Elias, des Wundertäters, da er auf den Jordan zuging, um ihn mit einem Schlag seines Mantels mittendurch zu teilen. Die Frauen schrien zu ihm und berührten seinen Mantel, er aber trug das Kreuz. Und da man ihn anstieß, denn die Kriegsknechte gingen ihres Schrittes, sprach er ein Wort zu einem Knaben, und man sah alsbald diesen Knaben einer Lerche, die er unter seinem Kleide trug, die Freiheit geben. Der Zug stieg hinauf durch die Gassen. Aber sie gingen nicht zu der Richtstätte auf dem Berg vor dem Tor, das nach Damaskus führt, sondern wendeten sich nach einem andern Ort, und es war dieser Ort der Hügel über meinem Garten. Da verbarg ich mich, in Schreck und großer Freude, denn ich wartete des Wunders, das mir verheißen war durch den Mund des Boten von dem Meister: die Stunde ist nah, daß ich in deinem Garten ein Lager halten werde. Ich sah die Männer auf dem Hügel und hörte die Hämmer und die Schreie, und da die Zuschauer fortgegangen waren, ragten die drei Kreuze, und ich sah ihn in der Mitte schweben, und die Krieger saßen zu seinen Füßen mit ihren Weinkrügen und zerrissen seinen Mantel. Da verhüllte ich mein Haupt und trat in meinen Garten in einer tiefen Stille. Und ich hörte den Ruf eines Sterbenden in dieser Stille und fiel mit dem Gesicht auf einen Felsen.

Siehe, da zerbrach ein Getöse wie von einem Donner die innerste Erde, und wie ich eilends aufstand, öffnete der Fels seine Seite und war eine kleine Höhle wie ein neues Grab. Und ich gedachte des Wortes, das Jesus gesagt hatte und sah das Grab an, daß es für ihn sei, ihn dort hinein zu legen, und ich erinnerte mich aus der Zeit, da ich für den Garten ein Lösegeld gegeben hatte, daß er einem jüdischen Mann gehörte, der war im Krieg verschollen, und die Römer hatten sein Eigentum genommen. So machte ich mich auf und lief, den Leichnam von dem Landpfleger zu fordern. Und ich trat vor Pilatus ohne Furcht und empfing die Zusage und eilte hinaus, den Heiligen von dem Holz abzupflücken wie eine reife Frucht. Und mit mir ging Nikodemus, ein vornehmer Grieche, der Jude geworden war, der war vor mir zum Landpfleger gegangen, daß er dasselbe forderte, aber er hatte nicht gewagt in das Haus zu gehn; der redete zu mir, da ich aus dem Saal des Landpflegers kam: o Menschenbruder! und faßte sich ein Herz und half mir. Es kamen auch die Frauen herzu und wickelten den Gestorbenen in eine Leinwand. Und da wir das Alles bereitet und ihn geborgen hatten, war es Abend. Wir wälzten den Stein vor das Grab und gingen jeder in sein Haus und blieben in der Stadt verborgen.

Es war über das Fest große Unruhe in allen; und am dritten Tag unserer Verborgenheit bereiteten die Frauen in meinem Haus die heimliche Flucht, und die Tür blieb verschlossen. Da traten Kriegs-

leute in die Gasse und schlugen an meine Tür. Wir wähnten, das Ende sei gekommen. Da trat Jesus zu mir und legte mir seine Hand auf. Ich fiel nieder. Er hob mich auf und sprach: Fürchte dich nicht. Und jene Kriegsknechte, die hereintraten, waren abgesandt von denen, die das Grab hüteten, und sagten: Seine Jünger kamen des Nachts, da wir schliefen, und stahlen ihn. Ich glaubte aber nicht diesen Männern und ging aus, frei von Furcht und verkündete die Erscheinung des Auferstandenen und sammelte seine Jünger. Da wir, an fünfhundert, zum erstenmal beisammen waren, erschien uns der Herr. Und es erhob sich von dem Tag an ein Wind des Geistes über das Land und ergriff beides, Juden und Fremde und alle Städte in Syrien und Ägypten. Und mein Haus ward aufgetan auch jenem Saulus, der war einer der Jünglinge, die den Panzer unter dem Mantel trugen und mit schnellen Pferden die verfolgten, die draußen reisten, die Botschaft der Auferstehung zu verkünden. Diesen erschreckte der Herr vor Damaskus und warf ihn zu Boden und erhob ihn unter die Seinen und zerbrach durch ihn das gewaltige Werk der Römer von innen her. Und ich ward alt, ein Genosse der Gemeinde zu Jerusalem und wartete der Auferstehung der Jünger Jesu des Messias und sah die Herrlichkeit Gottes und ward begraben im Gebirg eh man das Meer sieht. Bei dem Herrn ist viel Erlösung. Und er wird Israel erlösen von allen seinen Sünden.

Am Abend, da es kühle war,
Ward Adams Fallen offenbar.
Am Abend drücket ihn der Heiland nieder,
Am Abend kam die Taube wieder
Und trug ein Ölblatt in dem Munde.
O schöne Zeit, o Abendstunde!
Der Friedensschluß ist nun mit Gott gemacht,
Denn Jesus hat sein Kreuz vollbracht.
Sein Leichnam kommt zur Ruh.
Ach, liebe Seele, bitte du,
Geh lasse dir den toten Jesus schenken,
O heilsames, o köstlichs Angedenken!

Da ich noch lag, nicht mehr lesend, nur in das holde Singen eingebettet, das von einer einzelnen Stimme vor der schweigenden Orgel und dem schweigenden Chor der deutschen Sänger aus einer weiten Ferne wehte wie der Hauch der Rosen, der die dunkle Kammer füllte, sah ich über mir das Gesicht des wiedergekehrten Besuchers und hörte ihn trotzig sagen: Er sieht aber nicht aus, wie die Unbeschnittenen meinen. Der Besucher glich einem der Erschlagenen von Bittir, und auch die Rosen an meinem Bett waren der Duft von Bittir, wo das Blut von den Bergen floß, als Judäa verwüstet wurde. Er wies dorthin und sagte: Sei gesegnet, Fremdling, mit den Rosen, die aus meinem Blute sind.

Der große Hohenstaufe Friedrich, mit der Krone des Königs von Jerusalem auf dem Haupt, ließ sich zur Westmauer führen und sah die klagenden Juden. Keiner wagte es, sie von dort zu entfernen. Man zeigte ihm einen Mann dort an der Mauer, der täglich an derselben Stelle stand, immer in derselben Weise seinen Kopf in eine zwischen zwei Steinen herausgebrochene Spalte legte und hineinsprach wie zu einem lebenden Wesen. Derselbe Mensch steht dort noch heute. Neben ihm in langer Reihe stehen die Männer in schwarzen Kaftanen, mit abgeschabten fuchsig glänzenden Hüten, die denen der französischen Kapläne ähnlich sehen. Dazwischen ist einer, dessen Reiseanzug von einem englischen Schneider stammen mag, ein kleiner Mann mit rasierten Wangen, der halblaut aus seinem in weiches Leder gebundenen Taschenbuch die seltsamen Zeichen abliest, die an Laubsägen erinnern. Von solchen Zeichen sind Sprüche mit Kalk oder mit Kohle hier auf die alten Quadersteine der Mauer hingemalt. Ein paar bleiche, mädchenhafte galizische Knaben in langen Kleidern und mit Schläfenlocken lesen ebenfalls die Gebete; ein langer schmieriger Vater zieht gelegentlich einen an den Ohren. Eine Gruppe von Paradiesvögeln steht zwischen allen diesen grauen Spatzen und

schwarzen Raben. Es sind feiste behäbige Gestalten in buntgeflammten Seidenkleidern mit Querstreifen von Grün, Blau und Karmin, oder Weiß, Gelb und Rot, oder Grün, Karmin und Scharlach. Bucharische Juden, nicht Aschkenasim wie die übrigen aus dem Reich des Zaren ausgewanderten, sondern Sephardim wie jene, die in Persien, in Bagdad, im Jemen, in Ägypten, am Nordrand von Afrika und als Spaniolen in der Levante leben. Sie bewohnen ein schönes, nagelneues Viertel in der Jaffavorstadt; dort stehen ihre mit feiner Steinmetzarbeit verzierten Häuser, in bunte Gärten zurückgezogen. Viele dieser Häuser sind erst im Bau, andere noch unbewohnt, denn die Besitzer sind noch einmal in das alte Ausland zurückgekehrt, um ihre Geschäfte abzustellen. Auch Frauen, in weiten kleinbürgerlichen Kleidern, sitzen an der Mauer auf einer Bank, die sie selbst herzugetragen haben. Die Männer weinen nicht, sie stehen nur da und lesen; diese Frauen aber netzen die Steine mit Tränen. Soeben kommt eine Gruppe von Fremden; sie zürnen noch über den labyrinthischen Zugang dieses Orts, der durch die schmutzigsten Gassen des Araberviertels führt. Jetzt schweigen sie. Ein Mann, viel zu elegant für hier, wendet sich plötzlich ab mit zuckendem Mund.

Es ist ein Freitagabend im alten jüdischen Stadtteil. Unmöglich, sich ohne Führer in diesen stinkenden, von niederen Fenstern und Höfen um-

lauerten Gassen zurechtzufinden. Man sieht in trödelhafte Stuben, Huren stehen in den Hausgängen. An einer Straßenecke schreit gellend ein Weib und rauft ihr Haar; die Nachbarn laufen zusammen; das türkische Militär hat ihr den Sohn fortgenommen, jetzt am Festesvorabend! Wir betreten einen Hausgang, durchschreiten einen kleinen Hinterhof, steigen breitere Stufen hinauf und stehen im hochgewölbten Tor einer Synagoge. Der Gottesdienst hat noch nicht begonnen, die Lichter werden gerade angezündet. Erst wenige Männer sitzen in den Bänken. Es sind alte Schnorrer mit demütigen Gehröcken und ängstlichen Gesichtern, wie sie manchmal auf dem Frankfurter Hauptbahnhof ankommen und wieder verschwinden. Auf dem Podium in der Mitte des Raumes, der sich langsam erhellt, — denn aus dem Loch der Galerie kommt an langer Stange ein Flämmchen und zündet in der Kuppel einen Kreis von Lichtern an, — sitzt ein Mann im Kaftan, tief versunken. Mit einem faden schwermütigen Lächeln schaut er vor sich hin, er spricht nie ein Wort. Er glaubt, er sei der Messias. Er findet sich ein, wenn die Synagoge geöffnet wird; wenn sie geschlossen wird, führt man ihn nach Hause. Ein merkwürdiges Wandbild lichtet sich jetzt über dem Eingang: ein ganzer Instrumentenladen von Violinen, Klarinetten, Flöten und Baßgeigen, durchflochten von Weidenzweigen an den Wassern zu Babel.

Wir wollen auf den Gottesdienst nicht warten, wir gehn weiter durch die Gassen. Hinten in einer von

Kehricht und Bausteinen fast unzugänglichen Sackgasse erhebt sich die Wand einer anderen Synagoge; die hoch gelegenen großen Fenster sind erleuchtet. Drinnen in dem mäßig großen, durch Anbau erweiterten Raum brennen Lampen in Milchglaskugeln, an der Decke hängen venezianische Leuchter mit Kerzen. Männer in farbigen Seidenkaftanen und Pelzmützen sitzen hier, weit übergebeugt, mit aufgestützten Armen, lesend und diskurierend an einem schweren, mit alten Scharteken besetzten Tisch. Ihre seideglänzenden Kaftane gleichen einem Strauß von gelben, himmelblauen, veilchenfarbenen und fleischfarbenen Hyazinthen. So gingen die Vorväter in den deutschen Städten des dreizehnten Jahrhunderts gekleidet, eh die tragische Wanderung nach Polen begann und das Schiff des heutigen Ostjudentums sich im Schlamme festfuhr. Es herrscht hier ein goldenes gedämpftes Licht, das an den Glasflüssen der Leuchter, an silbernen Kandelabern, an alten Truhen, an einer schönen seltsamen Wanduhr, an rotsamtenen und mit Silber gestickten Decken spielt. Vielleicht sah Rembrandt Ähnliches im alten Amsterdam. Junge Burschen in gelben Kaftanen kommen einzeln herein, einige schwatzen noch im Vorraum, manche bringen die brennende Zigarette oder einen Mund voll Tabakrauch bis in die Tür. Jemand hat inzwischen alle Lampen des seitwärts gelegenen Raumes, wo die Bänke stehn, angezündet; plötzlich erhebt sich die durchdringende und doch weiche Stimme des Vorsängers. Mit einem

Schlag verändert sich alles. Im Umdrehen erwachen diese Menschen zu einem andern Sein. Die Alten schreien Verse einer unverständlichen Sprache. Einige haben rasch in den Chorstühlen an der Wand ihre Sitze eingenommen. Ihre Oberkörper halten keine Ruhe mehr; einer der Greise faßt grausam in seinen silbernen Bart, ein anderer schlägt beide Fäuste auf seine Brust und stiert zur Decke mit verzerrtem Gesicht und schüttelt sich in Besessenheit. Der Vorsänger, sich windend, mit verhülltem Haupt: Erbarme dich über Zion. — Chor: Sammle die Kinder Jerusalems. — Vorsänger: Eile, Zions Erlöser! — Chor: Sprich zum Herzen Jerusalems. — Vorsänger: Schönheit möge Zion umgeben. — Chor: Ach, wende dich gnädig zu Jerusalem. — Vorsänger: Möge bald das Königreich Zion wieder erscheinen. — Chor: Tröste, die trauern über Jerusalem. — Vorsänger: Möge Friede und Wonne einkehren in Zion. — Chor: Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem. —

Diese emporstöhnende Liturgie in ihrem dahinflutenden Rhythmus, mit ihren kurzen Stockungen gleicht den Gebeten in den Klöstern der Mongolei. Dem brausenden Gemurmel fehlen nur die langgezogenen und berstenden Posaunentöne, als schrieen die Tiere des Waldes mit bei diesem Ansturm auf Gott.

In den tiefen schmalen Gassen von Jerusalem, die den Berghang hinunterführen, sind Kellerfenster, durch die man düstere verlassene Grabmäler erblickt;

in den von Gewölben und armseligen Butiken umdunkelten Querstraßen gehen Nonnen mit Palmzweigen durch das Gedränge, Menschen knien nieder, und das hörnerne Klappern von Eselhufen macht ihre Gebete schwindlig hier am Ziel. Ein Unterbau von Schutt trägt die zerstückten, tausendfach gebrochenen Gebäude. Die mit scharfen Splittern und mit Grabsteinen besäten Abhänge und Felder rings, diese unbeschreiblich rauhen und verwilderten Täler, die den Fuß verletzten und den Körper des Wanderers ermüden, sind ganz eins geworden mit der unüberwindlichen Sage, die in allen Ritzen der Steine nistet. Diese Stadtmauern sind Mittelalter, und doch ist diese gewaltige alpine Festung wie mit einem einzigen Hammer zerschlagen und fortgeschüttet, und am Abend sind auch die Menschen wie zerschlagen von allen den Beschwerden. Alles geht früh zu Bett in den großen halboffenen Felsenzimmern an der Terrasse; sogleich kommt der Schlaf. Doch von einem fernen Hahnenschrei erfaßt, strömen nun die leichten, ernsten, leidenschaftlichen Träume. Christen, Juden, Mohammedaner, alle werden Fanatiker hier in Jerusalem! Ich stehe auf und schaue wie von einem Turm in die Stadt hinab; nirgends in den Straßen sind die Lichter angezündet. Die Glocken aller Kirchen läuten. Die Straßen sind erschreckend dunkel. Nur in einigen Synagogen ist Licht, doch das Licht kann nicht aus den Fenstern. Und während dort drinnen in den taghell erleuchteten Synagogen die Beter mit verhüllten

Schultern und verzerrten Gesichtern gen Himmel schreien, öffnen sich in der Stadt die Pforten der Herbergen, der Pilgerhäuser und der Stiftungen. Bei verstummenden Glocken, ohne Gesang, ohne Lichter treten die Menschen den Gang zum Grabe an. Sie treffen sich in den Straßen, sie vereinigen sich zu einem Strom und erkennen einander nicht, ob es Griechen oder Deutsche, Russen oder Kopten sind. Wie das Wasser aus einem Schwamm strömen sie hervor aus den starren Gelassen der Häuser und füllen die Grabeskirche in einem unabsehbaren Gedräng. Nicht eine Kerze noch Ampel brennt hier, die mit Gold und farbigen Steinen bedeckten Bilder schweben dunkel und erloschen. Plötzlich scheinen die Mauern, die Wölbungen weggehoben, die Menge lagert, jeder einzelne fühlt sich nicht mehr denn einen Stein oder ein Sandkorn, doch plötzlich sehen alle den Gekreuzigten. Seine Haut ist schmutzig und voll grüner Leichenflecken; in den Poren stecken da und dort noch Dornen, beklebt mit braungewordenem Blut. In den weit aufgerissenen, unflätigen und brandigen Wunden der Hände hängt der tote Körper, von seinem Gewicht herabgezogen. Die grauen, mit einem derben eisernen Zimmermannsnagel übereinander gehefteten Füße sind elefantenmäßig geschwollen, auf einen nassen Holzklotz genagelt, eine einzige gräßliche Masse. Der Kopf hängt haltlos an dem schlaffen Hals, unnatürlich tief gesunken, fast tiefer als die Schultern, und ein Dornenkranz von fanatischer stechender Spitzigkeit sticht nach

allen Seiten; Dornen von der Länge eines ausgewachsenen Fingers um das ekel gewordene und verzerrte Haupt, das von innen her in einem grauen Schatten liegt. Die Unterlippe hängt herab und entblößt die Reihe weißer schöner Zähne zu einem Grinsen. Die auf einen unbehauenen Birkenkloben genagelten Hände weisen mit gespreizten Fingern in die Ecke. Der Himmel ist schwarz wie altes Schuhleder.

Zwei Ungeheuer, nicht mehr menschliche Gestalten, stehn an seiner Seite. Links die Gestalt einer Frau, unförmig geworden vor Stillstehn. Ganz abgestumpft und vermodert sind die Farben ihres gewaltigen Kleids. In den Mienen, die vor Gram häßlich sind, liegt nichts als der einzige Ausdruck einer unsäglichen tiefen zentnerschweren Verdrießlichkeit. Rechts steht ein Mann. Sein Gewand ist gestern vielleicht noch schön und neu gewesen, es ist vor lauter Rissen und Beulen zu einem Lumpen geworden. Mit einer Gebärde, die bei einen Mann ganz ungewöhnlich ist, ringt er die Hände. In seinem Gesicht, auf seinem zwergenhaften Kopf ist die Haut zusammengeschrumpft, sie ist in Falten nach den Nasenwinkeln zusammengezogen und bildet Riefen nach den Mundecken. Seine überanstrengten, ausgetrockneten Augen verbergen sich in den geröteten Hauträndern, in grauen Höhlen, fast wie Schlitzaugen. Seine bucklige niedre Stirn, seine Backen, auf denen rote Bartstoppeln hervorbrechen wie Höllenflämmchen, sind unedel, ja gemein; aber ein unsäglicher Gram gibt diesem Antlitz eine

ewige Vollkommenheit des Jammers. Ein trostloser, ganz finsterer Himmel darüber, schwarzgrau wie der Rauch aller Fabrikschlote dieser Erde, läßt die drei Gestalten wie einen starken Marsch erklingen, der verrückt macht in seiner unbeweglichen Trauer; es ist ein Vorwurf ohne Anklage, keiner denkt daran, anzuklagen. Die heimliche Krankheit ist aufgebrochen. Die Menschen sind Stein geworden in ihrem stumpfen Entsetzen. Plötzlich legt sich eine Hand auf meine Schulter. Ich wende mich um, sehe aber niemand. Nur eine Stimme spricht: Male cogitasti de me.

Zion

In einem dieser Abende vor dem Passahfest besuche ich einen der Führer der zionistischen Sache. Er ist ein Berliner Rechtsanwalt, der sich durch soziologische Forschung einen Namen gemacht hat. Er kommt von Darwin. In seinem letzten, ausgezeichneten Buch über die Juden der Gegenwart, gelangt er noch nicht zu einer klaren Entscheidung für den Zionismus. Aber seine jetzige Stellung zu den Dingen drückt sich darin aus, daß er nach Jaffa übergesiedelt und ein Generalstäbler der zionistischen Organisation geworden ist. Er ist jetzt hier oben, um in Jeruschalajim Peßach zu feiern.

Ich treffe ihn im jüdischen Hotel. Es ist, selbst für die örtlichen Verhältnisse, ein Gasthaus zweiten Ranges und überfüllt von Gästen. Unser Gespräch geht im Gesellschaftszimmer vor sich, mitten unter andern Gästen, die soeben vom gemeinsamen Abendessen aufgestanden sind. An den Wänden dieses Raumes hängen, sonderbar genug, die Bilder aller europäischen Staatshäupter; der König von Spanien hat den Ehrenplatz über der Tür, die zur Küche führt. Die Gäste hier sind aus allen Teilen der Erde. Einige haben das blonde Haar der Deutschen, andere verraten ihr Schicksal mit dünnen Gliedern und scharfen bleichen Mienen. Einige sind sonnverbrannt,

breitschulterig, mit weiten weltlichen Gesten, die zeigen, daß man in Südafrika gewohnt ist, in besseren Hotels zu wohnen und im Auto vorzufahren. Eine korpulente Dame ist aus Melbourne gekommen, ein junges Ehepaar aus dem Kaukasus, andere sind aus Kalifornien, aus den baltischen Provinzen Rußlands.

Doch alle zusammen haben sich nach Erez-Israel gewendet und sind wie Kundschafter einer erwartungsvollen Masse, die angefangen hat zu brodeln und sich zu werfen. Hier laufen ihre Wege zusammen, hier üben sie aneinander ihr schadhaftes Hebräisch und offenbaren ihr Herz. Sie sehen sich um im Land und kommen nicht mit leeren Händen. Einer, aus Hamburg, stiftet Geld zum Bau einer Turnhalle für die Jugend der jüdischen Schulen in Jerusalem. Ein anderer, aus Australien, stellt der Talmud-Thora ein paar tausend Frank zur Verfügung; es fehlt an Schreibkundigen; die Kaufleute erhalten jetzt aus allen Teilen der Welt Bestellungen auf Thorarollen, Gebetröllchen und Gebetriemen, die in der heiligen Stadt geschrieben sein müssen; eine Schar armer Menschen könnte von dieser Beschäftigung in Jerusalem leben. Ein anderer gibt Geld für die Bücherei des Volkshauses; dieser läßt einen Beitrag zurück zugunsten der Gesellschaft für Palästinakunde, die jetzt im ganzen Land meteorologische Stationen errichtet. Man interessiert sich auch für die Ausgrabung der alten Städte und möchte nicht hinter den deutschen, russischen, amerikanischen Archäologen zurückstehn. In nichts außer

ihrem Judentum unterscheiden sich diese Menschen von den zehntausend Fremden, die alljährlich nach Jerusalem heraufkommen. Die hundertdreißigtausend Juden, die für die zionistische Organisation den Schekel zahlen und jene vielen, die im Jahr 1913 über eine Million Frank für den Nationalfonds aufbrachten, unterscheiden sich nicht sehr von den Christen, die aus der Ferne mit Sehnsucht dieser Stadt gedenken und in das ewig rinnende Danaidenfaß dieses Landes ihren Tribut entrichten.

In den nächsten Tagen wird auf der Ebene von Saron, unweit der Jaffa-Jerusalem-Eisenbahn, ein Volksfest der jüdischen Kolonisten stattfinden, und ich werde aufgefordert, es anzusehn.

Ein Sprühregen geht nieder, als der Zug am Morgen abfährt, um viele Leute aus Jerusalem zu jenem Volksfest zu bringen. Als wir aber nach zwei Stunden bei der Station Ramleh ankommen, ist warmes Sonnenwetter. Ramleh ist eine kleine, von Gärten umgebene Stadt mit einem Turm aus der Kreuzfahrerzeit auf der Anhöhe. Von dort hat man eine schöne Fernsicht auf das jüdische Gebirge, das hier dem Taunus ähnlich sieht. Rings breitet sich die Ebene, von roten Feldwegen durchzogen, lichter und tiefer grün, Baumgärten und Wiesen.

Ein Dutzend Landwagen erwartet die Ankömmlinge vor dem Bahnhof, auch Reittiere stehn zur Verfügung. Aber im Nu sind alle weggenommen

und stäuben auf der Landstraße dahin. Wir, die übrigbleiben, sind nur drei Personen; nach einer Weile finden wir in einem Gehöft der Stadt, bei Arabern, zwei alte Gäule und einen Esel und reiten los; ein Bursche läuft nebenher. Die Tiere waten durch den fußhohen gefurchten Sand. Fast immer sind wir zwischen Weingärten, Mandelwäldchen und Orangenpflanzungen. An den Seiten stehn die lückenhaften, verstaubten, groben Mauern der Kakteen oder Hecken mit blühenden Winden. Dann breiten freie silbergoldene Wiesen sich aus, ganz übersät mit Margerits. Nach anderthalb Stunden sehen wir auf einer Anhöhe vor uns die ersten roten Dächer. In der gelbgrünen, sonnigen Bodenmulde zur Seite leuchten die weißen, mit Palmzweigen geschmückten Zelte des Festplatzes, die Ehrenbogen, mit dem sechseckigen Stern geschmückt, und die flatternden, hellbau und weißen Zionsfähnchen neben roten Halbmondwimpeln über einer locker verteilten Volksmenge. Auf einem mit Gehölz bestandenen Abhang begegnen uns die Menschen. Sie streben in Gruppen dahin und dorthin ohne einen rechten Halt, manche wandern zum Festplatz, die meisten aber erwarten den Zug, der sich mit fernen Paukenschlägen und mit Blechmusik ankündigt.

Die Hauptstraße der Kolonie ist breit und an den Seiten fast ein Rasenplatz, mit alten Bäumen bestanden wie eine Dorfstraße in Südrußland; die kleinen schlichten Häuser stehn weit auseinander. Schon

kommt der Zug herauf mit Musik und Gewimmel, mit weißgekleideten Turnern in geschlossenen Reihen, mit Reitern daneben, die eine orientalische Fantasia ausführen, mit allerhand ländlichen Fuhrwerken, die voll beladen sind mit hellgekleideten Fräuleins. Die Turner tragen blaue Seidenschärpen und den brandroten Fes, sie führen Fahnen mit hebräischen Aufschriften. Die Pferde sind nach arabischer Sitte aufgezäumt mit lang herabwehenden bunten Quasten. Es sind vorzügliche feurige Tiere dabei; die Reiter tragen den Beduinenmantel, andere tragen kaukasische Pelzmützen und Samtjoppen mit silbernen Stiften im Patronengürtel. Die Fräuleins aber tragen Modistinnenhüte und Sonnenschirmchen, und manche der Kolonisten kommen im Zug daher im langen verstaubten Gehrock, der noch aus dem Galuth stammen mag. Die Zuschauer klatschen in die Hände und folgen dem Zug, nur wenige gehn weiter durch die fast menschenleer gewordene Kolonie und suchen das Gasthaus. Es liegt als letztes Haus am Feldweg in der prallen Mittagssonne: schon viele Gäste sind vor uns hier gewesen, einige verziehen noch an den von Resten bedeckten Tischen, wir müssen vorlieb nehmen und die Lust zu Vergleichen unterdrücken. Die Räume sind groß, das Inventar ist gering. Ein Stück galizisches Dorfwirtshaus macht hier verzweifelte Anstrengungen, die großstädtischen Ansprüche zu erfüllen, die es mit seinen langen neuen Tischen und seiner elektrischen Klingel erweckt und kann die naturgegebene

Ländlichkeit nicht finden. Etwas enttäuscht machen wir uns auf den Weg zum Fest.

Diese Kolonie, Rehoboth, gilt als eine der glücklichsten in Palästina. Sie ist im Jahr 1890 angelegt worden, und zwar von einer aus fünfzig russischen Mitgliedern bestehenden Gesellschaft, die sich selbst ein grünes Banner gegeben hat in ihrem Namen Ruhe und Landbesitz. Jedes Mitglied zahlte 2800 Rubel und bekam dafür elf Hektar Land. Von diesem wurde zunächst nur ein Viertel mit Weinstöcken und Mandelbäumen besetzt, der Rest blieb leer. Die meisten der Besitzer wohnen noch jetzt in Rußland, alle zusammen aber ließen, nach amerikanischem Muster, ihre Anwesen durch eine gemeinsam eingesetzte Verwaltung bestellen. In wenigen Jahren schon war der Ertrag der Bäume und die Steigerung des Bodenwertes so groß, daß die einen das leer gebliebene Land aus den Überschüssen des bebauten bewirtschaften lassen konnten, aber selbst der Wert der Brache war auf das Vierfache gestiegen. Auch eine jüdische Pflanzergesellschaft auf Aktien besitzt Landanteile in dieser Gemarkung; von diesem Boden ist jetzt ein Drittel mit Orangen, der Rest mit Mandeln und Oliven bepflanzt. Jetzt wohnen hier zweitausend Menschen. Und da diese Kolonie, wenn auch nicht eine der ältesten, doch eine der wohlhabendsten ist und zwischen den älteren und jüngeren Kolonien in der Umgegend von Jaffa fast in der Mitte liegt, so ist sie der gegebene Ort für das jährliche Volksfest, das sich seit einigen Jahren um

die Peßachzeit eingebürgert hat. Es ist Erntefest, modernes Sportfest, landwirtschaftliche Schau und nationale Kundgebung in einem.

Manche kamen hin in das weite, von Zelten, Buden und abgeschirrten Wagen gebildete Viereck, auf dem die Menge sich bewegte, und fanden, daß eigentlich nichts los sei. Es waren einige Verkaufsstände da, wo es um billiges Geld Limonade und einen leichten, schwammähnlichen Kuchen und aus den großen Samowaren Tee zu trinken gab. Das Zelt mit den Weinfässern und die Küfer von Rischon waren nur hier, um Bestellungen anzunehmen, und gaben nicht mehr als ein halbes Glas zur Probe. In Bescheidenheit und ohne rechten Wettbewerb waren ein paar landwirtschaftliche Produkte ausgestellt, eine Agentur zeigte landwirtschaftliche Maschinen oder wies auf Düngersalze hin, und in einer Schriftenbude umstanden Neugierige die erste, in Deutschland gedruckte Landeskarte in hebräischer Sprache.

Die Turner, die den grünen Platz mit ihrem schneeweißen Schimmer füllten, zeigten Freiübungen nach schweizerischer Vorschrift unter hebräischem Kommando. Die Blechmusik spielte, und ohne Lärm und ohne ausgelassene Fröhlichkeit, doch mit zufriedenen Gesichtern, ging und stand das Publikum umher. Es war etwa ein alkoholfreies Turnerfest, verbunden mit Kostümpromenade, ein Gemisch aus deutscher Kirmes und russischer Guljanie. Die türkischen Kopfbedeckun-

gen der Turner, die weißen wallenden Palästinamäntel und die Tropenhüte der städtischen Besucher, die arabische und tscherkessische Kostümierung der Reiter, die sich seitwärts mit einem Wettrennen vergnügten, die Waschuniformen und spanischen Barette einiger Schüler gaben den fremdartigen Einschlag. Und in manchen Gesichtern, die von der Heiterkeit des sommerlichen Frühlingstages glänzten, lag fast eine feierliche Freude über die gesunden und von Eifer geröteten Gesichter der andern, über dieses weite, ungezwungene Untersichsein, über die Pferde, die von jungen Burschen prahlerisch getummelt wurden, und selbst über die Esel an der Seite, die an den Krippen standen und mit den Schwänzen schlugen. Von der Anhöhe gesehn, war es ein schönes Bild mitten auf der leicht gewellten Ebene. Glänzende Strichwolken standen am blauen, sonnenreichen Himmel. Über das ferne Gebirg liefen die dunkelblauen Wolkenschatten, ein Lüftchen von der See bewegte die dünnbelaubten spitzigen Sträucher rings und die Blätter der Baumgärten.

Schon am späten Nachmittag lief ohne Sang und Rede das Fest auseinander. Die Farmer mit ihren Familien fuhren und ritten nach allen Seiten davon. Für den Rest der Besucher, die noch den Weg nach Ramleh vor sich hatten, standen Leiterwagen bereit, doch die Wagen reichten nicht aus, und die Fuhrleute wollten nicht fahren, denn die Ausgeschlossenen boten einen höhern Fuhrlohn, die drinnen Sitzenden, die längst bezahlt hatten, aber wollten sich nicht

zwingen lassen, wieder auszusteigen. So schien es zu guter Letzt, als werde Unordnung und Geschrei das Fest beenden und als solle für viele die Rückkehr zur Station überhaupt in Frage kommen. Ein Teil der Karawane war schon abgefahren, und erst, als ein Aufruhr drohte, setzten sich auch die letzten schwer beladenen Wagen in Trab und klirrten nun im Zug auf dem roten Feldweg fort. Alsbald war auch der Gleichmut zurückgekehrt. Es wehte kühl, der Himmel stand in einem feurigen Abendrot. Doch die Pracht sank rasch zusammen und machte milden Sternen Platz. Das wäre der Augenblick gewesen, um ein Lied anzustimmen, aber alle fuhren nur schweigend, ja mit verzerrten Mienen dahin, denn die Wagen stießen fürchterlich, jeder mußte sich mit allen Kräften an seinen Sitz klammern, und die am Ende Sitzenden waren immer durch die Deichsel des dahinter fahrenden Wagens gefährdet. Aber als es ganz dunkel wurde, fingen zwei kleine Knaben mit ihren hellen Stimmen eines der neuen hebräischen Lieder zu singen an. Und wenn auch jetzt die Erwachsenen noch nicht mitsangen, sondern still blieben, als ob sie sich an ein so freies Singen noch nicht gewöhnen könnten, so richteten sich doch jetzt die Gesichter ein wenig aufwärts. Es schien mir plötzlich, als schlummere nur in diesen harten unfreundlichen Menschen die Ergriffenheit über den heutigen Tag, und mancher sei unter ihnen, der einmal schon mit den Heimlichkeiten des Glücks den Boden dieses Landes geküßt

hätte, der nun nach langen bösen Träumen der Väter die Enkel als freie Männer wieder trug.

Doch ich will mich nicht irren und Gefühle nicht voranstellen in dieser abgründigen und verschlossenen Zeit. Es war Mitternacht, als der Zug vor Jaffa an den Straßenschranken des neuen Stadtteils anhielt, und ich ging allein auf der Landstraße unter den Sternen zur Stadt.

Rischon le Zion und Petach Tikwah, beide nur wenige Reitstunden von Jaffa entfernt, gehören zu den ältesten jüdischen Kolonien. Ich besuchte die erstere, im Jahr 1882 gegründete, am nächsten Tag und fand auch hier jenen mit einer gewissen Schlampigkeit sich pflegenden Wohlstand, der mir schon an neueren Ansiedelungen begegnet war. Vielleicht kommt dieser Eindruck daher, daß die Frauen der jüdischen Kolonisten etwas langsamer den Sinn des ländlichen Lebens begreifen als die Männer. Wie lang es dauert, bis aus Städtern Landleute werden, das merkt man weniger an den Männern, die bei ihrer harten Arbeit den rauhen ländlichen Charakter bald annehmen, als an den Frauen, die in ihren Häuslichkeiten viel weniger bald jenes unumwundene Verhältnis zur Natur wiederfinden. Die Kolonisten haben eine Art Frauenfrage in das Land gebracht, und die Organisation bemüht sich, diese Frage durch Haushaltungs- und Gärtnerinnenschulen zu lösen. Wenn man die behaglichen Kolonien der württembergischen Templerbauern in

Palästina gesehn hat, so sagen einem die kümmerlich behandelten Vorgärten dieser Kolonistenhäuser genug; schöne Ausnahmen gibt es nur wenige. Im Getreidebau und in der Viehwirtschaft sind die jüdischen Kolonisten noch nicht an ihre deutschen Vorbilder im Land herangekommen, doch im Weinbau stehen sie ihnen schon gleich, und im Orangenpflanzen sind sie Meister geworden. Sicherlich werden sie es auch in der Seidenraupenzucht zu etwas bringen, wenigstens in Galiläa, wo das Klima den Maulbeerbäumen günstig ist. Was aber den Kolonisten an der Erfahrungssicherheit der echten Bauern fehlt, das ersetzen sie bisher nur teilweis durch ihren gerechten Sinn für die Vorteile der wissenschaftlichen Bodenbehandlung. Allen neueren Ansitzen sind landwirtschaftliche Versuchsstationen, Baumschulen, Versuchsfelder zugelegt, deren Leitung in Atlit bei Haifa bestimmt wird.

An der breiten, hügelan führenden Hauptstraße von Rischon stehn die aus Stein gebauten einstöckigen Kolonistenhäuser. Auf dem Hügel liegt ein unansehnliches Gebäude, der Betsaal. Seitwärts ragen über einer Anhöhe und über den Weinbergen die von Rothschildschem Geld gebauten Kellereien, die einem Brauhaus ähnlich sehen. Ein älterer Kolonist führt mich durch die Straßen und in den tropisch wilden Garten der Kolonie. In seiner Mitte liegt eine Allee von ausgewachsenen Palmen, deren Schößlinge ringsum wuchern, ein Zeichen für die große Fruchtbarkeit des Bodens. Zeiten der Begeisterung und der Ver-

zagtheit sind über alle diese älteren Kolonien hinweggegangen. Manche frühere Bewohner haben, als die Rothschildschen Unterstützungen spärlicher wurden, das Land wieder verlassen und sind nach Kanada ausgewandert. Es sind Fehler gemacht worden, solange das französische Geld noch da war, um sie auszugleichen; aber die bedenklichen Zeiten sind vorüber. Das Gemeinwesen blüht, und der Wein ist von seinen Produkten das bekannteste geworden. Die Etiketten von Rischon kleben auf weit verbreiteten Weinsorten. Später, wenn einmal nicht mehr die türkische Wirtschaft alle industriellen Versuche niederhält wie bisher, wird man auch Konservenfabriken für feine Obstsorten hier anlegen können oder mit den Entwürfen Ernst machen, die eine Verwertung des Papyrus und der mannigfachen Balsampflanzen vorhaben, die hier gedeihen.

Der Besucher merkt noch mehr als in Rischon an der Kolonie Petach Tikwah die Verschiedenartigkeit der Ansiedler und der Bauperioden. Die Kolonie liegt fünfzehn Kilometer von Jaffa entfernt, nicht weit vom Meer und in der Nähe eines kleinen Flusses. Petach Tikwah ist schon ein Landstädtchen von zweitausend Bewohnern. Das Gründungsjahr ist 1878. Die ersten Ansiedler, die gekommen waren, hatten unter der Malaria zu leiden und zogen wieder fort. Einwanderer aus Bjelostok kauften danach einen Teil des Bodens, und für diese baute dann die

russische Gesellschaft der Zionsfreunde achtzehn Häuser an einer gesünder gelegenen Stelle. Die Gemarkung ist fast doppelt so groß wie die von Rischon. Die Siedelung ist weitläufig angelegt, am Rand fast mit Raumverschwendung; hier laufen die geglätteten Straßen schon weit ins freie Feld. Der Eindruck des Unfertigen hier kommt von den Lücken der Bebauung, und diese Lücken kommen von dem raschen Anwachsen der Kolonie in der letzten Zeit. Wie in Rehoboth, so sind auch hier manche Grundstücke von Leuten gekauft, die noch nicht ansäßig geworden sind: Drei rosarot angestrichene, noch unbewohnte Landhäuser gehörten Leuten in Harbin oder in Neu-Orleans. Beim Bau der neueren Häuser am Rand des Orts ist vielfach schon Beton verwendet, der in Jaffa hergestellt wird, und man deckt die Dächer mit Ziegeln. Die Wohnungen enthalten selten mehr als fünf Zimmer und kosten sechs- bis siebentausend Frank. Das ist nicht gerade billig. Man sagt mir, daß die Häuser nur vier Hundertstel Verzinsung ergeben; der Bankdiskont ist neun vom Hundert. Einige der neusten Häuser sind wirklich hübsch und mit liebend gepflegten Blumengärten umgeben. Aber es gibt auch ältere Häuser, die noch keinen Zaun um den Garten oder überhaupt noch keinen Garten haben, denn ihre Besitzer können immer nur im Herbst nach der Apfelsinenernte ein Stück weiterbauen, so weit ihr Geld reicht. Ein rührendes Beispiel ist die Hütte eines alten Arbeiters; ein wahrer Zellenbau, der in jedem Jahr ein Zimmerchen neu

angesetzt hat, entsprechend den Ersparnissen des Mannes und dem Anwachsen seiner Familie. Etwas außerhalb des Orts, bei der Tenne, stehen die kastenähnlichen armseligen Baracken der Jemeniten, die hier im Land als Taglöhner immer noch besser daran sind als vorher in Arabien, obwohl sie auch hier die Stelle der Paria einnehmen. Die älteren, leicht hingebauten Wohnhäuser des Ortes mit ihren Gemüsegärten liegen dichter beieinander. Neu ist ein Saalbau: das Klubhaus oder die Turnhalle der Arbeiter. Unweit davon hängt die große Glocke, die sie mittags und abends von den Feldern heimruft. Das Gemeindeamt, wo das Grundbuch aufliegt und die bürgerlichen Angelegenheiten verwaltet werden, liegt an einem Ende der alten Allee, ein verwitterter Konzertpavillon und eine primitive Hütte der türkischen und der österreichischen Post an ihrem Ausgang. Die Straßen sind dörflich, doch man findet in ihnen die Aushängeschilder von Modegeschäften, Coiffeuren, Schneidern und Strumpfwirkern und Schustern und sogar eine Bankfiliale.

In der Mitte der Siedelung zeigen sich noch deutlich die Schlacken der Entstehungszeit; doch diese Schlacken sind im Schwinden. Es gibt schon Erwachsene, die hier geboren sind; der zuversichtliche Sinn der Kolonisten offenbart sich in ihren frühen Heiraten. Gewöhnlich kommen sechs Kinder auf die Familie, und für diesen Reichtum an Kindern

gibt es zwei Schulen an dem kleinen Ort. Man könnte vielleicht die Schulen und auch den Arzt mit den benachbarten Orten gemeinsam haben und dadurch mancherlei Ersparnisse machen, doch selbst auf kurze Entfernungen sind die Landstraßen noch zu schlecht, und man ist auf ihnen niemals vor arabischen Überfallen ganz sicher. Die Kolonien führen im Alltag ein ziemlich abgetrenntes Leben. Dieser Zustand verteuert einstweilen die öffentlichen Lasten nicht unwesentlich. Außer der Steuerlast des Zehnten, die in Wirklichkeit über ein Achtel des Ertrages ausmacht, haben die Kolonisten die Ausrüstung und Besoldung ihres eigenen Wachtdienstes aufzubringen, der zum Teil aus Berittenen besteht. Für Rehoboth soll dieser Anteil 22 000 Frank betragen, oder im Jahr 200 Frank für jede Familie. Auch die Verbindung zur Stadt ist schlecht; wer nicht Reittiere nimmt, der ist auf den armseligen Stellwagen angewiesen oder auf den Milchwagen, der frühmorgens zur Stadt und mittags zurückfährt.

Der jüdische Landbesitz in Palästina, in den letzten Jahrzehnten erworben, beträgt heute etwa ein Fünfzigstel des Landes, das insgesamt eher kleiner denn größer ist als die Provinz Posen. Die Kolonien gruppieren sich besonders dicht um Jaffa, ziehen sich an der Bahnstrecke vereinzelt auch bis in die Nähe Jerusalems hinauf, umgehen bis jetzt noch völlig den alten Landweg, der über Nablus nach Galiläa hinauf-

führt, ebenso wie sie bisher den Jordan noch ganz vermeiden, sondern führen vielmehr in der Nähe der Küste bis Haifa hinauf, um endlich nochmals um die beiden Seen des oberen Jordans, doch auch hier nur auf der rechten Uferseite des kleinen Flusses, eine Traube zu bilden.

Fast jede dieser Kolonien hat den Reiz einer eigenen Entstehungsgeschichte, die sie von den anderen theoretisch unterscheidet. Es gibt ihrer nach dem russischen, französischen, dem deutschen und dem amerikanischen Rezept, es gibt die individualistische, die kommunistische und die sozialistische Entstehungsweise, die sich in der weiteren Ausgestaltung, den Erfolgen und den Krisen der einzelnen nicht verleugnet. Wer sie im einzelnen beschreiben wollte, der dürfte, um den Gesamtgeist der Kolonisation in diesem Land zu schildern, auch die sieben blühenden Ansitze der deutschen Bauern nicht auslassen. Doch diese Beschreibung mag aufgehoben bleiben. Wichtiger erscheint in diesem Zusammenhang ein Blick auf das Wesen jenes Zionismus, der ihnen allen zugrunde liegt.

Wer den modernen Zionismus beurteilen will, der muß zuerst die Flugschrift seines Begründers: „Der Judenstaat" von Theodor Herzl, lesen. Denn was heute im Zionismus sich durchsetzt, das sind Herzls Vorschläge, und wenn in der Wirklichkeit auch manches den ursprünglichen Absichten nicht entspricht, so enthält doch diese Schrift in knapper und

bestimmter Form die leitenden Gedanken. Diese bestehen darin, daß alle Juden der Erde sich zu einer bewußten nationalen Einheit zusammenschließen, daß sie die Besiedelung eines Landes in Angriff nehmen sollen, um dort eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte zu errichten und im Rahmen dieses neuen Staatgebildes alle die tausend Einzelfragen, die jetzt unter dem Namen Judenfragen gehn, mit einem Schlag zu lösen. Herzl nennt Palästina oder Argentinien.

Die Größe Th. Herzls besteht darin, daß er neue Wege angab, um eine so gewaltige Aufgabe zu erfüllen. Man hat Herzl einen politischen Romantiker genannt. Wenn sich dieser Vorwurf auf den Schwung seines Nationalgefühls bezieht, so ist er kein Vorwurf. Soll der Vorwurf deswegen gelten, weil Herzl bei der von ihm gedachten Ausführung des Planes mit dem tätigen Interesse gewisser Staatsregierungen rechnete, ohne deren Mitwirken die Bewegung unter Umständen auf einem toten Punkt anlangen könnte, so ist es mindestens noch zu früh, aus den Fehlschlägen von Herzls eigenen diplomatischen Bemühungen auf die Verkehrtheit seines Grundsatzes überhaupt zu schließen. Das Buch selbst ist in jeder Zeile das reife Ergebnis einer Verstandestätigkeit, die sich über die Grundlagen und Verhältnisse des Judentums klar geworden war. Wenn Herzls Vorschläge vielerlei Korrektur erfahren haben, so liegt es daran, daß durch die ausgiebige Diskussion, die seine Schrift erregte, Kräfte

hervorgetreten sind, die der Verfasser vorher unmöglich in Rechnung ziehen konnte und von denen er, der sie noch nicht übersehen konnte, weise schwieg. Herzl war für klare Verhältnisse. Zwei große Organe sollten geschaffen werden: die Society of Jews und die Jewish Company. Die erstere sollte wissenschaftlich politisch vorbereiten, was durch die zweite praktisch auszuführen blieb, nämlich Liquidation aller Vermögensinteressen der abziehenden Juden und die Organisation des wirtschaftlichen Verkehrs im neuen Land. In dem heut bestehenden Jewish Colonial Trust und seiner Gründung, der Anglo Palestine Company, vor allem aber im Nationalfonds, der dazu bestimmt ist, palästinensischen Boden in unveräußerliches Eigentum des jüdischen Volkes zu bringen, ist gewissermaßen jene Jewish Company vorhanden. Die Society of Jews steckt jetzt im Zionistenkongreß, der als das Parlament der über alle Länder greifenden Organisation anzusehn ist, sowie in seinem Werkzeug, dem Zionistischen Aktionskomitee, das die Werbungen leitet und den Nationalfonds verwaltet. Der einen schließen sich in freier Weise viele Sonderunternehmungen in Palästina an; der letzteren die von Ländergrenzen nicht abhängigen Verbände, wie der Weltverband der jüdischen Akademiker und alle die Kräfte und Gemeinschaften, welche in literarischer Form die geistige Bewegung leiten und auch auf das Unterrichtswesen in Palästina ihren Einfluß üben. Diese

Vielfältigkeit der Organe hat den Vorzug der Elastizität, doch sie verhindert die für den Außenstehenden weithin sichtbare Zusammenfassung. Nicht zwei Organe leiten die Bewegung, sondern die zersplitterten Anstalten üben mehr ihre Tätigkeit unter der Hand aus. Durch die jetzige Form, die viel zusammengesetzter ist, als sie Herzl wollte, ist die zweideutige Lage, die das Judentum sich selber anerkennt, eher verstärkt als zurückgeführt worden. Der sozialistische Grundgedanke Herzls scheint ethisch höher zu stehn als das gegenwärtige Schachtelsystem mit seinen Zufälligkeiten.

Die zionistische Bewegung hat schon vor Herzl bestanden, aber durch Herzls Eintreten eine Festigung gewonnen. Die Führer haben nur kurze Zeit in der Wahl des Ortes der künftigen Besiedelung geschwankt. Man hat auch an Gründungen in Ostafrika oder auf Zypern ernstlich gedacht. Noch zu Herzls Lebzeiten wurde sich die Mehrheit der Zionisten darüber einig, daß nur Palästina in Betracht komme. Palästina bietet noch viel Raum für Kolonisation; es hat den Vorzug der Nähe des europäischen Kulturkreises. Das Land befindet sich seit einem halben Jahrtausend in den Händen des Islam, die es haben verkommen lassen. Das ist für den, der dort ein neues Werk schaffen will, in jedem Sinn ein Vorzug. Die staatliche Schwäche der Türkei kann der Sache des Zionismus nur willkommen sein, gleichviel ob seine Anhänger damit rechnen, in Zukunft an einem Wiedererstarken

dieser Macht den tätigsten Anteil zu nehmen und sich damit einen weltpolitischen Einfluß zu sichern, oder aber, beim Untergang des türkischen Staates mit Aussicht auf eine reiche Erbschaft mitzuwirken. Das zionistische Komitee hoffte anfangs, gegen eine bedeutende Geldleistung vom Sultan Abdul Hamid einen Freibrief für die Besiedelung des ganzen Landes erwerben zu können. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Soweit die türkische Regierung dazu imstande war, hat sie gelegentlich sogar versucht, die Einwanderung von Juden in Palästina zu erschweren. Die Organisation beschränkte sich also auf eine Besiedelung im kleinen. Das Ergebnis dieser Kolonisationsarbeit, die teilweis auf früheren Versuchen fußt und diese mit benutzt, ist jetzt bereits so weit zu übersehen, daß man sagen kann: die Zukunft in Palästina, sowohl die wirtschaftliche, als in gewissem Sinn auch die der Verwaltung, gehört den Juden. Das klingt erstaunlich nach so wenigen Jahren, aber es ist nichts Wunderbares dabei, wenn man im Land selber sieht, wie die Juden begonnen haben, außer ihrem Geld und der Intelligenz, die sich in den Dienst der Sache gestellt hat, jährlich auch einige Tausend frischer Arbeitskräfte in das Land zu führen. Der Betrag, der seit etwa drei Jahrzehnten dem Judentum Palästinas in den verschiedensten Formen von außen zugeflossen ist, wird auf mehr als hundert Millionen Mark beziffert. Die Werbung für den Zionismus ist unter dem Ostjudentum in Galizien, Rumänien und Ruß-

land nicht minder wirksam wie unter den Juden der protestantischen und der romanischen Länder. Sie wendet sich im Osten unmittelbar an die proletarischen Massen, im Westen vor allem an die jugendliche Intelligenz. Sicherlich ist die Zahl seiner heimlichen Anhänger mindestens ebenso groß, als die Zahl seiner Bekenner, die den Schekel zahlen. Auch unter den Sepharden hat der Ruf nach Zion Widerhall gefunden. Obwohl die meisten der Völker, unter denen diese Sepharden leben, so zum Beispiel die Araber im Jemen, Semiten sind, sind sie nicht immer duldsam gegen die Juden, die mit Zähigkeit an ihren religiösen Gebräuchen festhalten und sich abschließen. Merkwürdigerweise machen sich selbst in Palästina unter den Arabern neuerlich judenfeindliche Stimmungen bemerkbar, vielleicht als Folge eines Mißverständnisses, das daraus entstanden ist, daß die jüdischen Kolonisten in einzelnen Fällen keine arabischen Arbeiter auf ihren Farmen beschäftigen wollen, während sie sich im übrigen bei geeigneten Gelegenheiten den syrischen Arabern als Verwandte empfehlen und ihren Verkehr aufsuchen.

Zwar sind die Schwierigkeiten der Kolonisation nicht gering. Es ist vorläufig noch wenig Platz für Einwanderer ohne ein kleines eigenes Kapital. Schlechte Verkehrsverhältnisse, rohe Steuern, Feindschaft und diebische Gewohnheiten der arabischen Landbevölkerung, nicht zuletzt auch mancher Hader

innerhalb der Judenschaft selbst wirken hemmend. Aber alle diese Schwierigkeiten überwindet die Zuversicht der Einzelnen und das fast automatisch großzügige Arbeiten der Organisation. Diese Organisation trägt bis jetzt beinah ausschließlich deutschen und englischen Stempel. Die leitenden Gesellschaften, vor allem die Anglo Palestine Company mit den von dieser Bank abgezweigten Stellen für Auskünfte, Verwaltungsangelegenheiten und Landesforschung, die Palestine Land Development Co. und die Jewish Colonisation Association, die Immobiliengesellschaft als Institut für städtischen Grundbesitz, die verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften, das Gymnasium in Jaffa und das große Technikum in Haifa stehen teils unter deutschem, teils unter englischem Schutz. Außer ihren reinen Bankgeschäften und einer ausgiebigen Gewährung von Darlehen an die Kolonisten, betreibt die Anglo Palestine Co. Landankäufe größeren Stiles für den Nationalfonds. Das letzte Kriegsjahr der Türkei war den Landerwerbungen besonders günstig. Die Ebbe in den Kassen der Regierung und der Beamten kommt diesen Landwünschen sehr zugute, und die Vorteile für die Käufer sind um so größer, als ihre Mittel an flüssigen Geldern bedeutend sind. Der Landkauf könnte noch rascher fortschreiten, und noch größere Vorteile wahrnehmen, wenn die Zuwanderung der Kolonisten damit Schritt hielte. Eine Anzahl Großgrundstücke im Besitz des Nationalfonds liegt vorläufig noch unbebaut auf Vorrat. Die mit

den Landessitten vertrauten Agenten der Organisation verstehen es, mit den türkischen Beamten gute Beziehung zu pflegen.

Die Gesamtzahl der seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Palästina eingewanderten Juden mag hunderttausend betragen. Etwa achtzigtausend davon gehören allerdings zu den Strengen, und nicht der politische Zionismus ist die Ursache ihrer Übersiedelung nach Palästina gewesen, sondern der religiöse in seiner reinsten Form. Diese achtzigtausend leben zum größten Teil in Jerusalem, die übrigen in Safed und Tiberias: denn in jenen Gegenden von Galiläa erwarten die Frommen das Auftreten des Messias. Unter diesen Leuten sind viele Alte, Kranke und Schwache, die nur gekommen sind, um im Boden ihrer Väter begraben zu werden. Nur ein Teil von ihnen ist imstand, einen Nebenerwerb durch Handel und Kleingewerbe zu finden; die meisten leben von der Haluka und von den privaten Unterstützungen, die den Armen von ihren Verwandten daheim zugute kommen. Ein Wechselstrom von Bettelbriefen, der von Jerusalem und Tiberias ausgeht und die Gaben heranzieht, hält eine gewisse Verbindung dieser Menschen mit der übrigen Welt aufrecht. Die Haluka ist die offizielle, nach Landsmannschaften verteilte Spende der ganzen religiösen Judenheit für die in Palästina lebenden Frommen. Die Einrichtung besteht bei den aschkenasischen so gut wie bei den sephardischen Gemeinden,

und es wäre nur zu wünschen, daß diese öffentlichen Beiträge etwas reichlicher flössen, um das Mittelalter von den Empfängern abzuwaschen; denn es könnte ja von dem Gelde auch etwas unternommen werden, um die in einem fruchtlosen Talmudstudium Dahinlebenden, besonders die jüngeren unter ihnen, an rentablere Formen des Hausfleißes zu gewöhnen.

In Jaffa sind durch eine Schlosserei, in Jerusalem durch die Schule und die fabrikmäßige Einrichtung der kunstgewerblichen Anstalt Bezalel bescheidene Anfänge dafür geschaffen worden. Bezalel ist vor acht Jahren gegründet worden und jetzt schon mit seinen vierhundert Arbeitern, die in zwei Häusern beschäftigt sind, das größte wirtschaftliche Unternehmen in Jerusalem; auch eine kleine ländliche Kolonie bei Jaffa gehört zu ihrem Betrieb. Die Feinhandwerker und Künstler dieser Anstalt, die Teppichknüpfer, Ziselierer, Filigranbinder, Holzschnitzer, Tischler und Spitzenklöpplerinnen, stammen teils aus Damaskus und aus Ägypten, teils sind es Eingewanderte aus Rußland und Rumänien, und der Nachwuchs wird von Lehrern unterrichtet, die eine westeuropäische Schulung haben. Für den Absatz der Bezalel-Waren scheint es einer geschickten Organisation nicht zu mangeln. In den großen Städten Deutschlands und Englands findet man Ausstellungen der Erzeugnisse in den Warenhäusern, im Osten haben eigene Vertriebsgesellschaften den Verkauf in die Hand genommen. Zweifellos kommt diesen morgenländischen Ge-

genständen bei ihren Abnehmern der Strahlenkranz von Jerusalem zugute. In Zukunft wird das vielseitige Unternehmen auch die graphischen Gewerbe pflegen. Da es einstweilen an einer Großindustrie im Lande noch vollkommen fehlt, so leistet diese Anstalt in ideeller Verbindung mit den philanthropischen Bildungsstätten, die in Jaffa und Jerusalem eifrig gefördert werden, schon jetzt ihr Bestes, um wenigstens Teile der orthodoxen jüdischen Bevölkerung mit der Moderne in Berührung zu bringen und sie von dem inneren Wesen des zionistischen Gedankens abhängig zu machen. Von den hunderttausend Juden Palästinas sind in der Landwirtschaft höchstens zehntausend beschäftigt.

Erst seit zehn, höchstens seit fünfzehn Jahren gibt es den modernen Zionismus. Überblickt man, was seine Werbearbeiter bisher für die Durchknetung des in Palästina neu versammelten und des gesamten draußen verstreuten Judentums geleistet haben und was im Land geschieht, so muß man zugeben, daß schon vieles erreicht worden ist. Von Jahr zu Jahr tritt Palästina deutlicher als Wirtschaftsgebiet von ausgesprochener Eigenheit auf dem Weltmarkt hervor. Die Tonnenzahl der in Gaza, Jaffa und Haifa verkehrenden Schiffe ist seit 1903 auf mehr als das Doppelte des Früheren gestiegen, und noch fühlt man sich nur in den ersten, ganz zarten Anfängen. Das ist zwar nicht das Werk der fleißigen Juden allein,

aber ihr Anteil an dieser Entwicklung wird immer größer. Am langgestreckten Küstensaum von Jaffa, am Nordrand von Jerusalem, an den Abhängen des Karmel bei Haifa sind jüdische Viertel moderner Kleinhäuser nach europäischem Muster entstanden, weitere, bessere sind im Entstehen. Man plant bei Jaffa die Anlage eines guten Badestrandes mit Hotels auf dem von jüdischen Gesellschaften gekauften Dünenboden. Man hofft, in wenigen Jahren die verödete schöne Landschaft des Sees von Tiberias so umzugestalten, daß sie für die elegante Welt, die bisher nach Ägypten reist, zu einem Winterkurplatz werden kann. Man wird in Zukunft das Land mit Automobilen, die Flüsse mit Motorbooten befahren. Schon bestehen, als Bausteine einer künftigen hebräischen Landesuniversität in Jerusalem, verschiedene chemische Laboratorien, geologische, archäologische, medizinische Institute und weitverzweigte Gesellschaften; in dem hebräischen Gymnasium zu Jaffa kamen im Jahr 1913 die ersten Reifezeugnisse zur Verteilung. Hier wird die Jugend für den Besuch der künftigen Universität und des neuen deutschen Polytechnikums in Haifa vorbereitet. Man hat begonnen, Landstraßen zu bauen und den Sicherheitsdienst zu einer kleinen Truppe zu vereinigen. In Zukunft sollen Stauanlagen geschaffen werden, die den ausgetrockneten Berghängen die Möglichkeit der Bepflanzung wiedergeben. Lang wird es nicht mehr dauern, und in den größeren Städten Palästinas wird man die Theater, die Zeitungen, die Abend-

konzerte der Juden finden. Und je mehr die Kolonisation zunimmt, desto größere Bedeutung gewinnt auch der politische Zusammenschluß der Kolonien und das Neuhebräisch, das ihre Sprache ist.

Wir erleben in der Gegenwart, daß Rußland durch Umsiedelung von Hunderttausenden seiner Bauern jährlich die Einöden Sibiriens langsam mit Menschen anfüllt, wir erleben gegenwärtig die rasche Besiedelung Kanadas und der westlichen Streifen des nordamerikanischen Festlandes, die Urbarmachung Brasiliens und Argentiniens, die Rohausbeutung des afrikanischen Festlandes, die Besiedelung der südlichen Mongolei und der Mandschurei durch die Chinesen, die kolonisatorische Eroberung Koreas durch die Japaner. So hat die Besiedelung Palästinas nichts Besonderes an sich. Sie ist nur ein Teil der unaufhaltsamen Europäisierung Vorderasiens und letzten Endes ein Teil der gesamten Völkerbewegung, die von den noch unausgebeuteten Ländern und Reichtümern der Erde Besitz nimmt und die große Aufgabe hat, das Proletariat zu befreien. Von allen Großstaaten, die Kolonialmächte geworden sind, hat vielleicht Deutschland bisher noch das geringere Verständnis für die Zukunftsbedeutung solcher Vorgänge, und doch kann eine industrielle Krisis auch für Deutschland diese Frage über Nacht zu einer der gewaltigsten machen. Es ist deshalb auch für die deutschen Interessen gut, daß

ihm die zionistische Bewegung hier das Verständnis für diese Frage offen hält. An die Bewegung selbst knüpfen sich für das Reich nur einige untergeordnete politische Perspektiven, die sich an die Frage des künftigen Besitzes des Landes knüpfen. Zwar sind in Palästina auch die deutschen Interessen erheblich. Sie sind nicht allein wirtschaftlich im Eigentum der deutschen Templerkolonien begründet, sondern stehen auch politisch in einem labilen, dreiteiligen Gleichgewicht mit denen Großbritanniens und Rußlands. Da die Mehrzahl der zionistischen Juden, ja der Juden überhaupt, ein Rußland feindliches Element darstellt, so mag in Zukunft die Besiedelung Palästinas und seiner Nebenländer durch Juden in dieser Rechnung einmal irgendwie ins Gewicht fallen. Wichtiger ist die geistige Seite des Zionismus. Bei dem so stark auf Erwerb und Besitz gerichteten Charakter der jüdischen Rasse wäre es verwunderlich, wenn das Gefühl des Heimwehs, das sie antreibt, nicht auch gemischt wäre mit neuer Machtbegierde. Dieses Gefühl erhält seinen Ausdruck bereits in der Forderung einer strengeren Hebraisierung der gesamten jüdischen Diaspora. Ein Ruhebedürfnis, hervorgegangen aus dem ewig ungesetzten Schicksal eines Volkes, ringt hier mit dem Bedürfnis nach einer größeren Steigerung der Macht, die bei anderen, die nicht sicher sind, ob sie nicht in Zukunft darunter zu leiden haben werden, Unruhe und Unbehagen verbreitet.

Denn notwendig verbindet sich mit dem Streben nach der nationalen Erneuerung das Suchen nach einem religiösen Grundgedanken, der für manche in der Idee des Judentums überhaupt bereits gegeben ist, und so sind in wenigen Jahren an Stelle Herzls und seiner Schule Philosophen und Religiöse die eigentlichen Führer des Zionismus geworden. Es ist nun kaum zu erwarten, daß Europa seine Presse und Literatur dem Zionismus als Schauplatz für seine Experimente einräume. Der ruhige Ausbau eines einzigen umfassenden Gedankens kann hier keinen Boden finden. Es liegt schon darum nahe zu wünschen, wie es die Romantiker einer früheren Zeit getan haben, daß jede geistige Richtung, die sich für fähig hält, den Grund einer Gesellschaftsordnung zu legen, den Versuch dazu in einem Kolonielande machen könnte. Schon beim Entschluß dazu und bei dem Ringen mit den Schwierigkeiten der neuen Ansiedelung müßte sich herausstellen, wieviel geistige Kraft der eingeschlagene Weg in die Gemüter zu pflanzen vermocht hat.

In dieser Richtung zeigt der Zionismus auf seinen bisherigen Wegen eine Ähnlichkeit mit der Bewegung, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tempelgesellschaft der württembergischen Bauern bewog, Deutschland zu verlassen und sich in Palästina anzusiedeln. Die Ruhelosigkeit des jüdischen Zionsglaubens und des Prophetismus der Bibel war schon

an dieser Bewegung, die aus dem Pietismus hervorging, der Keim. Der geistige Stillstand, dem diese Tempelgesellschaft, bei äußerem Wohlergehen, verfallen ist, zeigt auch den neuen jüdischen Zionisten eine Gefahr: nämlich aus mangelndem Interesse des Ausgangslandes den inneren Zusammenhang mit diesem zu verlieren. Aber diese Gefahr ist hier ungleich geringer als bei allen früheren ähnlichen Versuchen, die seit den Kreuzzügen aus dem Schoß der Christenheit hervorgegangen sind, denn der Gegenstand ist ungleich größer in seinem Verhältnis zum ganzen Wesen des Volkes. Der neue jüdische Zionismus ist eine zu auffällige Tatsache, als daß nicht außer dem Judentum selbst auch die weitesten religiösen Kreise, insbesondere der protestantischen Länder, ihn mit Interesse, ja mit einer starken mystischen Sympathie verfolgten. Jene Kreise sehen, und nicht nur die obskuren, die früher Napoleon und jetzt den Balkankrieg aus der Apokalypse herauszulesen imstande waren, im Zionismus das Eintreffen einer biblischen Weissagung. Aber auch für jene, denen die Frage nach der Zukunft unserer Kultur wichtiger ist als die Frage, wem Palästina in Zukunft politisch gehören soll, und denen die biblischen Weissagungen im besten Fall nur besagen, daß über dieses Volk, das ohne seinen Gott und seine ewige Spannung nicht denkbar ist, das letzte Wort bisher noch nicht gesprochen wurde, bedeutet der Zionismus ein merkwürdiges Zeichen der Zeit. Die vergangenen, kurzen, vorläufigen Be-

wegungen in der Christenheit, die nach Zion strebten, sind nichts gegen die Erscheinung, daß von der Masse der Ostjuden seit zwei Jahrzehnten Blöcke abzutreiben beginnen wie Eisberge im Frühling, und daß von diesem in Fluß geratenen Volkstum Scharen sich nach Palästina wenden, während zugleich unter den Wissenden der westeuropäischen Intelligenz dasselbe Bestreben auftritt, sich wie in einem instinktiven Vorgefühl kommender Neuordnungen eine feste Stellung außerhalb, oder vielmehr im weiteren Zukunftskreise der europäischen Zivilisation zu schaffen. Denn zu diesem weiteren Kreise wird das gesamte Vorderasien mit Wahrscheinlichkeit gehören. Es kommt auch gar nicht so sehr auf die große Zahl der Übersiedler an. Sei das künftige politische Gebilde noch so zwergenhaft und abhängig von fallenden, äußeren Dingen, es genügt vollkommen, wenn im Lauf einer kurzen Zeit sich so viel jüdische Bevölkerung in Palästina versammelt, daß sie dort mit der nichtjüdischen gleichsteht. Dann ist der jüdische Charakter des Landes gesichert, und der archimedische Punkt gefunden, wo eine Entscheidung ansetzt. Und hier ist denn auch jener Punkt, den Th. Herzl in seiner Programmschrift nur mit einer Andeutung berührt hat, wenn er darauf hinweist, daß das, was die Juden dort versuchen, machtvoll und beglückend hinauswirken werde. Martin Buber, der durch seine Drei Reden einer der Wortführer des Zionismus geworden ist, sagt an bedeutender Stelle, daß dem Judentum die Umkehr

nottue; kein Stückwerk könne das Judentum erneuern, sondern nur ein ganzes und geeintes Werk. Diese Umkehr aber liegt für ihn und andere in einer Annäherung an den christlichen Gedanken, die er sich indessen folgendermaßen denkt: Was am Christentum schöpferisch ist, ist nicht Christentum, sondern Judentum, und damit brauchen wir nicht Fühlung zu nehmen, das ist unschöpferisch, aus tausend Riten und Dogmen gemischt, und damit wollen wir nicht Fühlung nehmen. Freilich müssen wir den abergläubischen Schrecken, den wir vor der nazarenischen Bewegung hegen, überwinden und sie dahin einstellen, wohin sie gehört: in die Geistesgeschichte des Judentums.

Es hat wenig Sinn, in die Erörterung der Gesamtfrage jenen lächerlichen Prioritätsstreit hineinzutragen, der neuerdings unter dem Einfluß dieser Auffassung, die ja nicht erst von gestern ist, nur das alte Gezänk zwischen den Theologen beider Seiten wieder entfesselt. In Wirklichkeit finden sich alle Gedanken, seien sie zu Dogmen geworden oder der Kanonisierung bisher entgangen, sogar die Ausgestaltung des Rituellen bis zum Selbstzweck, in der es das orthodoxe Judentum noch erheblich weiter gebracht hat als selbst der Katholizismus, finden sich die Idee des Einheitsgottes sowohl wie die seiner allegorischen Zerlegung in Gottgewalten, der Messiasgedanke und der Glaube an die Göttlichkeit des Welterlösers, in jener ganzen Reihe von Religionen zerstreut, die ge-

meinsam aus sehr alten Wurzeln sprossen. Diese Gedanken sind nur, gewissermaßen zu andern Bündeln geordnet, überall vorgekommen: Gott ist auch allgegenwärtig. Nur was dem einen Religionskreis eine Maus gewesen ist, das war dem andern ein Elefant; der eine hat ihn zur Majestät ausgestaltet, bei dem andern spukt er still und sonderbar nebenher. Es beweist weder für noch gegen das Judentum etwas, daß viele seiner Ideen sich vor ihm und seitwärts von ihm im eranischen und im arabischen Religionskreis finden, daß auch den ältesten europäischen Mythologien der Begriff der Seelenwanderung und der Auferstehung in dumpfen Gesichten nicht fremd war, daß der unendliche Wert der Menschenseele, daß die Gebote der Ehrfurcht auch seitab vom Judentum den Chinesen, den Indern und Indogermanen sich geoffenbart haben und beachtet wurden, daß selbst der Dekalog auf jüdischen Quadern nicht sicher steht. Und es beweist weder für das Germanentum noch gegen das Judentum etwas, wenn die protestantische Idee von der Freiheit des Menschen in Gott, die schließlich aus dem ersten Entzücken der Mystiker hervor den Anstoß und den religiösen Ausdruck eines Zeitalters der kühnsten technischen und wissenschaftlichen Taten gegeben hat und die Fessel der Scholastik sprengte, religiös widerwillig, im Wesen aber ganz natürlich dem schärfsten Rationalismus auf ihrem Weg begegnete. Aber selbst die orthodoxe Dogmatik des Thomas von Aquino, wie sie heute in dem fran-

zösischen Neothomismus eines Paul Claudel sich wieder hervorstellt, gleichsam um den verworrenen Erscheinungen des modernen Geisteslebens eine neue Ordnung anzutragen, ein Gemeng aus griechischer Philosophie und starrem Hebraismus, ist klärend und mit großer Bedeutung in den Katholizismus seiner Zeit und mit dem Recht des Stärkeren an die Stelle des Vorhandenen getreten. Zudem ist es nicht minder das Ritual gewesen, als die Idee des Einheitsgottes, die das Judentum als einen Staat im Staate der übrigen Welt bisher zusammengehalten hat. Aber, wie gesagt, nicht die Priorität der Ideen, die den Blick vom Wesentlichen ablenkt, steht uns, die wir die Auflösbarkeit der Elemente vor Augen erleben, hier in Frage, sondern die Tatsache allerdings, daß ein Volk gleichsam zur Funktion des Wartens der ganzen Menschheit auf eine Geistesoffenbarung, die noch bevorsteht, geworden ist und sich als ein Volk mit so eigener Aufgabe im Ringen um sein Schicksal betrachtet.

So mag es denn auch besser sein, nicht zu leugnen, daß gerade im Judentum des Zionismus die freien Geister Europas mit seinen gebundensten zusammenstoßen und daß hier ein Kampf zum Austrag steht, der wichtiger ist als seine Verkleisterung durch den zeitweis so billigen, „alles überwindenden" Gedanken des Volkstums, und der allein es auch für den Christen der Mühe wohl wert macht, die Entschei-

dung mit der geduldigen Spannung des nicht Unbeteiligten zu erwarten. Nationalistisch ausgedrückt lautet die Formel: Umwandlung und Befreiung des Ostjudentums durch den Geist des Westens. In anderer Formel dagegen: ein Kampf um den Besitz und die Erweiterung jener Freiheit, welche das Christentum mit allen griechischen, jüdischen und indischen Elementen, die es in seiner Frühzeit in sich aufnahm, der heutigen europäischen Welt gebracht hat. Bisher verhüllt sich dieser Kampf, soweit er das Innere des Judentums berührt und als jüdische Angelegenheit in diesem Sinn vielleicht nur in Palästina vor sich gehen kann, wo die Reibung mit dem Christentum wegfällt, erst in wenigen geringen Anzeichen, die nicht mit Hoffnung betrachten könnte, wer sich auf erste Anzeichen nicht verstünde. Das Gymnasium in Jaffa ist eins dieser Anzeichen. In dieser Schule gibt es keinen Religionsunterricht, Bibel und Talmud werden als Literatur und Geistesgeschichte des Judentums unterrichtet. Es hat Kämpfe gegeben um den Geist dieses Unterrichts; ein Versuch, die Bibel nach den kritischen Methoden zu zergliedern, mußte aufgegeben werden. Die Widerstände werden aufs neue hervortreten bei der Gestaltung der künftigen Universität in Jerusalem. Es handelt sich dann schon mehr als bei einem Gymnasium um die Freiheit der Forschung und der Überzeugung, deren Vorkämpfer einst Spinoza gewesen ist, gegen die vom Gesetz Verdunkelten. Wer heute in Palästina reist, der findet noch in keinem

der von jüdischer Seite herausgegebenen Handbücher auch nur den leisesten Hinweis auf jene Stätten, die für den, der einem Moritz Friedländer oder Martin Buber zu folgen vermöchte, in der Geistesgeschichte des Judentums zu den bedeutendsten gehören, ganz zu schweigen davon, daß es sich um die landschaftlich schönsten handelt. Im silbernen Palästinahandbuch spricht nur eine halbe Zeile von Orten, um deren Besitz sich seit Jahrhunderten die „rivalisierenden christlichen Sekten" streiten. Hier sind die leisen Rücksichten auf geringere Geisteszustände. Gewiß, es gibt solche Fälle von Rücksicht in der Welt sehr viele. Aber bei allem Respekt vor den Männern, die sich hier hinter eine Grenze stellen, die sie vorgeben innerlich längst überschritten zu haben, scheint es doch, als ob ihre Anfänge mit einem Schritt zurück beginnen. Ihr Bekenntnis zur jüdischen Geistesgeschichte ist dann noch geringer anzuschlagen als die berüchtigte Äußerung des Flavius Josephus über den Christus, jene Stelle, die, dank den Forschungen eines Burkitt und der angewandten Logik eines Harnack, es verdiente, wieder berühmt zu werden. Im übrigen war auch jene Äußerung des Josephus ein Zeichen für den Gegensatz zwischen dem Pharisäertum jener Tage und dem Landvolk jener Tage, den Am-Haarez, die angeweht waren vom Geist der alexandrinischen Diaspora. Die Juden in Palästina sind auf dem Weg zu einer Haltung, die genau dort wieder anzuknüpfen scheint, wo sie vor zwanzig Jahr-

hunderten abbrach: es war eine Zeit des äußersten Gegensatzes zwischen den Pharisäern, die mit ihrer Starrheit den vollständigen politischen Untergang verschuldeten, und jenem freien jüdischen Landvolk. Diesmal aber werden die Am-Haarez siegen. Und es ist schöpferischer, europäischer Geist, der ihnen hilft.

Dieses neue „Landvolk" scheint in sich das Ziel zu tragen, das in dem Wort von der Umkehr verkündet wird. Unter diesem Gesichtspunkt, so scheint es, müssen die Äußerungen gewertet werden, mit denen der Zionismus sich selbst begründet. Noch ist in ihm die Zweideutigkeit nicht aufgehoben. Das Denken seiner Führer steht vor Entschlüssen, die sie noch nicht zu bestimmen wagen. Mag das grobe Christentum erstaunen, daß am jüdischen Volk die alten Weissagungen sich erfüllen: es sind im Leben der Völker schon andere Weissagungen wahr geworden, und es ist nichts Geringes, mit Willen, wenn die Zeit gekommen ist, das Tor zu bauen und durch das Tor einzugehn, das allein die Seher unter den Blinden der Vergangenheit schon ragen sahen. Wie einst das Jahr Tausend ohne Erdbeben und Verfinsterung der Sonne vorüberging und dennoch die Posaunen des Gerichts den Gläubigen erklangen, so wird, wenn bei solchen Ereignissen der Umkehr die Posaunen des Gerichts in den Seelen überlaut werden, das christliche Drama und was jüdisch an ihm ist, sich aufgelöst haben wie eine schillernde Blase, und den Menschen in Wahrheit ein anderer Tag anbrechen als dieser war.

Tempel

Es ist Sonntagmorgen. Ich reite mit einem Begleiter von Jaffa fort, um die Kolonie Wilhelma zu besuchen. Die helle, höckerige Stadt am Meer ist vom Laubgewälde der Apfelsinengärten umgeben. Durch diesen Gürtel reiten wir eine Strecke auf der Landstraße hin, und gelangen dann auf die schlecht bestellte rote Erde der Fellachen. Der Himmel ist weit und blau. Wir traben eine Weile durch den Sand der Dünen und schwenken dann landein. Wir folgen einem Pfad, er führt geradenwegs in eines der kleinen, verworren angelegten arabischen Dörfer; lieber umgingen wir das Wespennest, aber schon sind wir gefangen zwischen den niedern, aus Lehm und Mist gebackenen Mauern der Gartendickichte und den flachen Hütten, die ihren beizenden Morgenrauch emporsenden. Frauen, die wie schwarze Bündel vor den Eingängen der Wohnungen lehnen, erheben sich und fliehen; Kinder schreien auf und werfen uns Steine nach, ein alter Mann kommt uns zu Hilfe und zeigt uns den Weg in Freie. Dort liegen die gepflegten Saaten der Deutschen. Wir finden den Feldweg, er leitet uns zu einem fernen Wäldchen hin, in seinem Laube bergen sich die blaßroten Dächer des jungen Dorfes. Der Boden hier ist den Arabern vor etwa zwanzig Jahren abgekauft worden; er war eine große durch-

weichte Flur. Die schwäbischen Bauern brachen den Grund mit einem von zwanzig Ochsen gezogenen Untergrundpflug und streuten den Dünger hinein, den das nahe Fellachendorf in Mengen hergab. Ihre Wohnhäuser bauten sie nicht mehr ganz wie die einstöckigen der älteren Kolonistendörfer, sondern zweistöckig, mit kleinen Balkonen, geräumigen Hofstätten und stattlichen Nebengebäuden. Schwaben aus Südrußland gaben dazu die Anregung. Sehr breit ist auch die fünfhundert Meter lange Hauptstraße des Dorfes, wie eine Dorfstraße in der Krim. An der Seite liegen die Ziergärten voller Bauernblumen: Goldlack, Feuerlilien, blaue Pelargonien, Phlox, Bachnelken und Levkojen von dunklem und weißlichem Lila. Die jungen blühenden Maulbeer- und Aprikosenbäume stehn im leisen Glockenton der Bienenschwärme. Eine Doppelreihe von Eukalyptusbäumen gibt der Straße tiefen Schatten. Diese für unser Auge nicht sehr fremdartigen Bäume mit den schmalen Blättern, die wie Sicheln gekrümmt sind, haben eine Riesenkraft des Wachstums; sie sind starke Wasserzieher und haben in kurzen Jahren den nassen Boden hier getrocknet und gesund gemacht.

An der Allee stehen die Wohngebäude in bequemen Reihen. Dem großen Hofplatz gegenüber liegt das Gemeindehaus, das auch als Schule dient. Dort in dem schmucklosen Saal sind gegenwärtig die Männer und Frauen zur sonntäglichen Sprechstunde versammelt. Die Bauern hier sind Angehörige der Tempel-

gesellschaft, die Christian Hoffmann und Georg David Hardegg vor sechzig Jahren im Schwäbischen gründeten, um im Morgenland ein neues sittliches Volksleben aufzurichten. Tausend deutsche, auch etliche schweizerische Bauernfamilien siedelten nach Palästina über; sie glaubten, daß der Welt die Herrschaft Gottes nahe sei. Ihr Gottesdienst ist einfach wie der der Quäker, und er hat sie die Früchte ihrer fleißigen Händearbeit sehn lassen. Wilhelma ist nur die jüngste, aber nicht die kleinste ihrer Siedelungen.

Die Sprechstunde heute bringt nicht mehr als ein Lied aus dem alten württembergischen Gesangbuch und eine Aussprache über Angelegenheiten der Gemeinschaft. Es hat vor einigen Tagen in Jaffa vor den deutschen Pilgern die Grundsteinlegung des neuen Krankenhauses stattgefunden. Auch Abgesandte von Wilhelma waren dabei gewesen. Einer las nun den Dorfgenossen vor, was er darüber aufgeschrieben hatte, auch den Text der Predigt und den Inhalt der Reden, aber auch daß von allen den hochgestellten Rednern nicht einer beim Rückblick auf das deutsche Werk in Palästina die Tempelgesellschaft zu erwähnen für nötig fand. Ich fragte dann, da eine Stille entstand, nach der Meinung der Templer über die in Palästina jetzt einwandernden Juden. Ältere Männer gaben mir zur Antwort, daß nicht an den Juden allein die Weissagung sich erfülle; die Verheißungen gelten dem ganzen Volke Gottes. Noch seien die Juden in einem

saulinischen Zustand; dem Abraham habe Gott auch aus Steinen Kinder verheißen.

Nach der Versammlung begrüßten mich einige Bauern freundlich und gingen mit mir durch das Dorf. Es hat große Gärten; silbergrüne Artischocken und fremdartige afrikanische Stengelbäumchen, mit keulenförmigen Früchten behangen, gedeihen dort neben dem fetten Salat, dem großhäuptigen Rotkraut und Rettich. Ich bewunderte in den reinlichen Ställen das schöne, aus deutscher und syrischer Rasse gezüchtete Hornvieh. In den Höfen standen neuartige Ackerbaumaschinen mit dem rot und blau bemalten eisernen Gestänge. Das Dorf hat einen eigenen Landwirtschaftslehrer, zuweilen halten jüdische Kolonisten sich hier auf, um die Feldwirtschaft zu lernen, denn der Getreidebau ist ihre Stärke nicht, die jüdischen Ansiedler taugen besser zu Pflanzern, als zu Bauern, doch ist ihre Viehwirtschaft rings um Jaffa schon so weit, daß sie die Milchpreise in der Stadt mit bestimmen kann. Um seine Abnehmer zu erhalten, hat denn das deutsche Dorf einen Vorarbeiter in seiner Molkerei angestellt, der die Milch koscher behandelt. Nach dem Gang kehren wir im Gasthaus ein, und in der Mittagshitze reitet dann einer der Bauern mit uns eine gute Strecke bis an die Grenze der Gemarkung, die an Petach Tikwah stößt. Wir reiten draußen vorbei durch die Bijaren. Die weiten Buschfelder der Orangensträucher, die Mandelwäldchen und Rebengelände, die in immer größerer zusammen=

hängender Breite die Ebene von Saron bedecken und den Wiederbeginn eines pflanzenden und bauenden Lebens anzeigen, führen im ganzen Land den Namen Bijaren. Um sie zu bewässern, müssen Brunne gegraben und Behälter aufgestellt werden; kleine Motoren besorgen, im Blätterdickicht versteckt, die Arbeit des Schöpfens. Oft in der panischen Stille der heißen, sanft wogenden Landschaft vernimmt der Reiter neben dem Glucksen der in die Gärten eingeschlossenen Brunnen nur von den Motoren das unermüdliche, leis schabende Geräusch.

Von Jaffa aus ging ich anderen Morgens nach Sarona, dem ältesten der schwäbischen Dörfer. Den Weg legt man in einer halben Stunde auf der Landstraße zu Fuß zurück. Ich traf den Ortsvorsteher in seinem Hof beim Heuabladen. Er beendete seine Arbeit und machte mit mir einen Gang durchs Dorf. Es liegt mit seinen von Blütenwänden überzogenen Häusern, seinen heiß besonnten Gärten und Obstbäumen auf einer Hügelwelle. Hähne krähen. Irgendwo in einem Hof erhebt ein Esel sein eisernes Geschrei. Rings glänzen die Wiesen tief bunt von dem glutfarbenen Mohn, von Dotterblumen, Kamillen und türkisblauen Zichorien. Weingärten mit Lauben, erbleichende Gerstenfelder mit schmalen Feldpfaden dazwischen breiten sich bis an die Sandwelle des Meers. Aus dieser reichen, heiteren und niederen Flut des Getreides und der Wiesen ragt die Zypressen-

gruppe des Friedhofs wie eine ernste Kundgebung der mit dem Himmel beschäftigten Gedanken. Auch dieser Boden war noch ein sumpfiges und fast wertloses Stück, als die ersten Ansiedler den ganzen Placken von der Regierung für ein billiges Kaufgeld erstanden, Felder und Bauplätze des Dorfes gründeten und zuletzt alles nach dem Los verteilten. In den ersten Jahren erlagen viele dem Fieber. Aber wer erinnert sich noch der Zeit vor vierzig Jahren? Dem heutigen Geschlecht ist dieses Dorf die Heimat geworden. Der alte Bauer lädt mich ein, in sein kühles Haus einzutreten und am Vesper teilzunehmen. Auf den mit Wachstuch bezogenen Tisch stellt die Bäuerin den Krug mit Most, den Teller mit ungekneteter Butter, die Schüssel mit Wachshonig, das breite weiche Brot, von dem sie große Keile schneidet. Das Morgenessen in den Bauernhäusern im Remstal ist nicht anders. Auf dem Eckbrett liegt die Bibel und die Brille darauf, an der Wand hängt das Bild des Königs, über dem Sofa eine Weltkarte. Nur diese Karte und der Teller, der mit einem für die Enkelkinder bestimmten Naschwerk von süßen, grünpelzigen Mandelkernen gefüllt ist, lassen hier innen in diesen vier Wänden erkennen, daß wir fern von Deutschland auf dem fremden Boden sind. Mir scheint, als hätten die Einwanderer sogar die Hausfliegen aus der Heimat mitgebracht.

Die großen Weinkeller des Dorfes sind seine Sehenswürdigkeit und seine Schatzkammer. An

dem schattigen Holzplatz unter den Bäumen am Dorfeingang arbeiten die Küfer. Dort stehn die Lagerschuppen mit den Schreibstuben der Weinbaugemeinschaft, die aus dem Hafen von Jaffa ihre gefüllten Fässer auf Barken nach allen Häfen der Levante sendet. Wir steigen die steilen Stufen hinunter wie in einen Bergwerksschacht und tragen hölzerne Gabeln mit Kerzen in den Händen. Unten in der kühlen Kellerluft treten wie Andeutungen die Stirnseiten der großen Fässer aus der Dunkelheit hervor. Ein Höhlengang, der unter der Dorfstraße durchführt, verbindet die in den mürben Sandstein gegrabenen Gewölbe miteinander. Ein arabischer Knecht steht bereit mit einem Handbrett voll gefüllter Gläser mit Proben von dem würzigen weißen Riesling, dem dunkeln feurigen Toggauerwein von ungarischer Traube und dem leichten, duftenden Alicante. Ich denke an den Duft der kleinen rotbemalten Weinfässer in dem winkeligen Eckladen der Jaffavorstadt in Jerusalem, wo ich kürzlich einen Nachmittag mit dem schwäbischen Geschäftsinhaber plauderte. Vom Weinhandel sprachen wir wenig, wir sprachen von der Geschichte der Tempelbewegung und ihren Männern. Zuweilen unterbrachen Kunden das Gespräch, Dienstleute aus den Gasthäusern der Stadt, die sich ihre bauchigen Flaschen füllen ließen, bärtige Pilger aus dem nahen Russenhospiz, die den Rotwein mit papierenen Rubeln aus dem Stiefelschaft bezahlten. Ich habe noch eine Nummer der „Jerusalemer Warte" in der Tasche,

der unscheinbaren und dürftigen Templerzeitschrift, die vor siebzig Jahren in Ludwigsburg Christoph Hoffmanns „Süddeutsche Warte" war und damals im Streit der Strenggläubigkeit gegen die kritische Tübinger Schule ihre Stimme erhob. Seit einer Reihe von Jahren erscheint sie in Jerusalem und wird im Syrischen Waisenhaus gedruckt. Längst wagt sie jene kühne Deutung der Zeitereignisse nicht mehr, die den alten Hauptleuten vom Deutschen Tempel um die Jahre fünfzig und sechzig als Vorläufer des Weltendes erschienen. Was ist aus der kleinen beherzten Schar der Gläubigen geworden? Ein starkes Inselvölkchen deutscher Bauern mitten in der braunen arabischen Menschenflut, gebräunt von der morgenländischen Sonne wie diese, Bauern mit der Bibel, dem Weinfaß und der Sense und der deutschen Flagge darüber so gut wie die daheim, und mit einem unerfüllten großen Traum im Herzen.

Wir sind wieder an das grelle Licht emporgestiegen, und ich gehe auf der heißen Landstraße nach Jaffa zurück. Das Dorf mit den krähenden Hähnen, dem Rollen der Puter, dem Klaggeschrei des Esels bleibt hinter mir wie festgebunden in die Heiterkeit des wolkenlosen Morgens. Leiterwagen des Dorfes mit arabischen Knechten kommen aus dem Feld, im schmalen Schattengang an der hohen Gutsmauer begegnet mir ein hageres Weib mit nackten schwarzen Füßen, der braune Leib im groben dunkelblauen Hemdgewand; sie trägt auf dem Kopf eine Last von

frischem Heu und blühenden Winden. Und da ich nun allein gehe, achte ich erfreut auf das Geschenk in meiner Hand, eine große schwere Stechapfelblüte aus dem Garten und ihren starken Duft von Muskat. Sie ist köstlich weiß und glatt wie der Unterarm einer schönen Frau. Aber im Zusehen beginnt dies zarte Fleisch sich zu verändern, es überzieht sich mit den braunen Adern jäher Welke. Und so verzweifelt und leichenhaft wird der Duft, ich halte sie erschrocken in der Hand und lege es endlich, dies sterbende wilde Geschöpf des Landes, seitwärts in das bestäubte Gras.

Ihre Kolonie hier in Jaffa kauften die frisch eingewanderten schwäbischen Bauern vor einem Menschenalter als den Rest einer verunglückten amerikanischen Siedelung, die den Namen Adams City führte. Sie bestand aus neunzehn Bretterhäusern, die fertig aus dem Staate Maine mitgebracht worden waren. Die neuen Bewohner setzten erst in späteren Jahren feste Steinbauten an ihre Stelle. Eines dieser Holzhäuser steht noch, verstaubt und verschlossen wie ein Museumsstück, nah dem Eingang des Besitzes, an der Straße, die ein wenig bergan führt, einer unansehnlich gewordenen Kapelle der englischen Judenmission gegenüber. Die Mauern und Gartenhecken der Ansiedelung umfassen kaum mehr als ein einziges Straßenkreuz mit seinen dahinter gelegenen Gärten; vorn die Gasthäuser mit den eingeborenen Dienern, Pferdeverleihern und Stiefelputzern vor der Tür, auf

dem Hügel die neugebaute evangelische Kirche mit dem weithin sichtbaren weißen und spitzen Turm, und die öffentlichen Anlagen.

Dort verzweigen sich die Pfade unter den hoch emporgeschossenen Stämmen der Agaven, den Schattenbäumen, den wie aus Blech geschnittenen Kakteen, den Büschen purpurblauer ägyptischer Rosen, den feuerfarbenen Geranien und duftenden Schmetterlingsranken. Eine Stufe tiefer als der Garten liegen Pflanzgärten mit ihrem dichten, metallisch glänzenden Laub, einzelne Palmen strecken ihre biegsamen Stämme steil hervor und wiegen ihre Fächer, wie der Wind es will. Im goldenen Nachmittagshimmel stehen kleine Drachen über der entfernten Stadt, unbeweglich wie Fische, mit zitterndem Schweif. Man hört von weitem das Horngeschmetter aus einer Kaserne. Vielleicht ist es jene am Marktplatz, und die Soldaten eilen auf diesen Ruf herbei, an dem Eiswasserverkäufer vorüber, der mit seinem roten Wägelchen, das einem Panzerschiff nachgebildet ist, im Gewühl der belebten Straßen vor Anker liegt. Ein alter türkischer Herr kommt an meiner Bank vorüber. Er hält die Hände auf den Rücken. Seine hagern Finger spielen mit einem Rosenkranz aus dicken Bernsteinkugeln. In einem Abstand folgen ihm drei Frauen, verschleiert und ganz in glänzende Seide eingehüllt, eine schwarz wie Kohle, die anderen beiden braun. Von der Sonne vergoldet, wandeln sie ruhig mitten im Duft der Rosensträucher. Und da

ich diesem reizenden und eigentümlich befriedigenden Geheimnis nachspähe, beugen sich die beiden jüngeren auf einen blühenden Busch hernieder und zeigen, ohne mich anzusehn, ihre weißen Gefangenengesichter.

An der vom tiefsten Staub bedeckten Landstraße liegt ein kleiner Biergarten, den zuweilen auch die Bewohner des nahen jüdischen Stadtviertels Tel-Awiw und die polierteren Levantiner aus der Stadt besuchen. Den aufgeklärten Levantinern erscheint die ganze Welt wie ein Pariser Kabaret, und sie verzieren ihre Abende im Biergarten durch französische Lieder und ein glucksendes Lachen. Es gibt hier für die soliden Deutschen aus der Nachbarschaft eine Kegelbahn, die nicht im geringsten ungewöhnlich aussieht, obwohl ihre Fläche aus weißen Marmorplatten zusammengesetzt ist. Durch das grüne Laub hindurch scheinen die überhellen Glühlichtlampen. Ein alter bissiger Affe liegt an der Kette und faucht den Kugeln nach, die krachend in die von einem neunjährigen Araberknaben aufgestellten Hölzer hineinfährt. Die Spieler hier, mit weiß bestaubten Schuhen, stehen in Hemdsärmeln umher; aus abgerissenen Gesprächen über Zeitereignisse, Geschäfte mit Beton und künstlichem Dünger fährt die Kugel heraus über die donnernde Bahn, die Zahlen reihen sich auf der schwarzen Tafel, und pünklich um zehn Uhr geht man nach Haus. Nur der helle Mond, von einem

weiten Hof umgeben, beleuchtet die Landstraße; die Luft ist warm, der braune Ring dort um den Mond verheißt einen Glutwind für die nächsten Tage. Das Tor der Kolonie ist schon geschlossen. Umständlich wie ein Stadttor wird es von innen aufgemacht, und bis zur Haustür geht der Wächter mit. Oben in meinem Zimmer ordne ich meine Sachen zur Abreise. Ich finde in der Schrankschublade ein fremdes Buch, es hat den seltsamen Titel: Bibelgerbstoff in Pillen. Gerbstoff? Bibel? Kühne Wortverbindung, die an englische Vorbilder erinnert. Doch bei den Bibelkundigen heißt Jaffa die Stadt Simons, des Gerbers. Ich beginne zu blättern und zu lesen. Es sind Anmerkungen zu dreihundertundfünfundsechzig Bibelsprüchen, einen für jeden Tag des Jahres; die meisten von ihnen betreffen die Heiligung der Ehe. „Ein geistiges Gesundheitsmittel, besonders wirksam gegen Unglauben und sittliche Fäulnis. Von C. Hardegg" heißt es auf der innern Umschlagseite, und aus dem Vorwort ist zu erkennen, daß dieses Buch bestimmt war, den Gästen des Hauses als ein des Landes würdiges Andenken geboten zu werden. Das Gasthaus gehörte einem Sohn des einstigen Tempelvorstehers Hardegg. War also der frühere Besitzer dieses guten Gasthauses ein Sonderling, so war er von einer biederen und ländlichen Art, der es wohl anstand, dem Gast nicht nur mit Geld Bezahlbares zu bieten. Noch jetzt trägt jede Tür der Gastzimmer den Namen eines Propheten aus dem Alten Testament. Dieses

der Erbauung gewidmete Buch mag früher offen auf dem Tisch gelegen haben, bis später ein Griff verlegener Hausleute es in seiner hölzernen Gruft bestattete. O du Traum vom himmlischen Königreich auf Erden, da die Menschen Gottes Gebote befolgen und die Weisheit der Völkerväter obsiegt über das kurzlebig muntere und ehebrecherische Eintagsgeschlecht! Auch hier bist du geträumt worden unverheimlicht, auch hier als eine Torheit unterdrückt und neu zutag gekommen. Du wirst weiterleben, so schlimm es auch in der Welt noch hergehn mag, bis zu den fernen Tagen der Verwirklichung.

Ich trete auf den Balkon hinaus in die kühle Luft der Nacht und finde mich hoch über den Feldern, in denen einzelne Häuser im Mondlicht bleich wie Kreide schimmern. Fern rauscht die Brandung des Meeres, aus der Stadt gellt zuweilen ein Pfiff, zuweilen auch der melodische dunkle Ruf von den Türmen der Moscheen. Aus der Weite hallt in Salven das Geheul von Schakalen, doch aus diesem Schleier von Stimmen, der über der Stille liegt, dringt keine glatter hervor als das ewige Wie? Wie? der Frösche.

Aus dem Blauen über mir träufelt leicht und glänzend wie ein Sonnenregen das jubelnde Gezwitscher der Lerchen auf die Höhe des Karmel herab. Blankes Meer dort unten zu Füßen des Prophetenberges, weit und still wie der Reichtum des Himmelsraumes! Breite Abhänge, bekleidet mit Rebengärten, geschmückt mit rotblühenden Blumeninseln, bekränzt mit Gebüschen von Lorbeer, Myrthen und duftendem Ginster!

Dort am fernsten Rand der weit geschwungenen Bucht liegt Akka, aus der Ferne sichtbar in der Klarheit des Nachmittags, eine kleine, von mittelalterlichen Wällen umgebene, vom Sand fast erstickte Stadt mit einer braunen, bitteren Bevölkerung von Fischern und Getreidehändlern. Das einst so bunt belebte Handelsufer liegt erstorben. Die verrosteten Schiffsketten des Hafens, die alten Geschütze von den Wällen erwecken die Begehrlichkeit kluger Makler und wandern eines nach dem andern als Trödel fort und als Schiffslasten, die fernen unbekannten Schmelzhütten zugeführt werden. Der Fahrweg nach Haifa führt knapp am Saum des glatten Meeres hin; die Räder des Wagens laufen halb im Wasser, die Pferde haben auf der einen Seite die Wellenfläche, auf der anderen Seite die Felder und die Palmen. Haifas Aufstieg

läßt Akka, die alte geschichtliche Stadt der Kreuzfahrerzeit, vollends in Vergessenheit geraten. Weiß und lärmend liegt die kleine neuere Stadt vor der Bergwand in der grünen, wässerigen Ebene. Die Straßen haben begonnen, den Berg zu ersteigen; sie setzen sich, ohne Häuser, noch weit hinauf in Windungen fort. Auf halber Höhe liegt das von einem Berliner Architekten neuerbaute große Technikum, ein weißer Palast von morgenländischer Bauart. Statt der Prunksäle eines Herrschers enthält er Hörsäle und Fabrikwerkstätten eines zur Wissenschaft und Macht sich drängenden Volkes und schaut mit dem Stolz des Emporgestiegenen auf den Hafen hinunter. Dort unten endet ein Zweig der neuen Pilgerbahn, die nach Mekka führt. Durch diese Bahn sendet der belebte Hafen die Güter schon bis in die südlichsten Gebiete des türkischen Reiches und beginnt sich den älteren benachbarten Hafenstädten Jaffa und Beirut gleichzustellen. Fremde Dampfer kommen täglich und zeigen auf einander eifersüchtig ihre Flaggen. Aus dem trojanischen Bauch der Schiffe tritt der Eroberer in das Land mit seinen jeden Augenblick ersetzbaren und verstärkbaren Hilfswerkzeugen und in vielerlei zur Arbeit bereiten Gestalten. Das Technikum, die Eisenbahn der Deutschen, alle diese Dinge, in denen die nüchterne Gewalt Europas steckt, sind Werkzeuge des Welthandels und schließen von hier aus unwiderstehlich die Maschen des Netzes um den arabischen Weltteil. Ein wenig abseits von Haifa

liegt die Siedelung der Templer. Die anmutige Doppelreihe flacher und wenig geneigter Dächer reicht von der Mole am Meer in gerader Richtung bis an den Fuß des Karmel. Aus den Höfen dort klingt Sensendengeln, klingt immerfort das fleißige Binke-bank der vielen Schmieden und Wagnerwerk-stätten. Die breiten, zackigen Schatten der Johannis-brotbäume, die schmalen, zugespitzten Schatten der Zypressen und Palmen liegen auf den grell besonnten Wegen und über dem Flor der Gärten. Über jeder Tür prangt ein biblischer Spruch, ein Stirnband von gotischen Buchstaben. Hier ist der Ort, jenen Ge-danken nachzuhängen, von denen einst die deutschen Templerbauern in dieses Land sich leiten ließen.

Man kann, vom Sitz der geistlichen Geschicht-schreibung herab, die Templer als eine der aus dem schwäbischen Pietismus der Zopfzeit hervor-gegangenen Sekten bezeichnen; damit ist aber noch nichts gesagt über die innere Ursprünglichkeit der Be-wegung, die um die Mitte des neunzehnten Jahr-hunderts einer Schar deutscher Bauern den Mut eingab, ihr Land zu verlassen, um im Morgenland eine bessere Heimat zu suchen. Es müssen tiefere Ursachen als die gewöhnlich zur Sektenbildung füh-renden, wenn nicht gesellschaftlicher, dann geistiger Art, vorhanden gewesen sein, daß jene Familien sich aufmachten und geradenwegs nach Palästina zogen, um dort auf verwüstetem Boden ein neues Volks-

leben zu pflanzen. Sie wollten nichts Geringeres. Das hatten die Templer gemein mit jenen anderen Utopisten, die zu verschiedener Zeit aus europäischen Ländern, nicht immer vom Posaunenengel angeführt, ins Blaue auswanderten. Was sie von denen unterschied, die Amerika oder Rußland wählten, das war die Losung Palästina und der seherische Hinblick auf kein anderes Land als dieses, auf das schon ihre Vorfahren ein Augenmerk gerichtet hatten.

Der Pietismus, der in Württemberg im siebzehnten Jahrhundert aufkam, stand von Anfang in einer tieferen Gedrücktheit als die ihm nah verwandten, von Spener, Franke und Zinzendorff angegebenen Richtungen. Das lutherische Württemberg, von katholischen Fürsten regiert und inmitten katholischer Landschaften gelegen, fern von Preußen, das durch Friedrich den Großen den stärksten Einfluß auf die Protestanten des mittleren und nördlichen Deutschland gewann, war seit dem Bauernkrieg ein ruhiges und ergebenes Land geworden; es stellte längst die Leibwache staufischer Kaiser nicht mehr; es diente seinem Herzog und wollte seine Ruhe. Es besaß eine Universität und Professoren zu Tübingen, einen wohlhabenden Bürgerstand und eine geordnete Kirchenverwaltung. Aber die Regierung sah nach Frankreich und schwang die absolutistische Fuchtel. Das Volk gab seine Antwort darauf, indem es pietistisch wurde. Die durch Luther geöffnete Bibel war sein Buch. „Wenn man seinen Hund den ganzen Tag

schlägt, so geht er durch und sucht einen andern Herrn, bei dem er es besser hat. Auf die gemeinen Leute nun schlägt jeder zu, der Herzog schlägt auf sie hinein, die Soldaten schlagen auf sie hinein, die Jäger schlagen auf sie hinein. Das stehen sie nicht aus, gehen also durch und suchen einen andern Herrn, sie suchen Christum; und wer Christum sucht, der ist ein Pietist". So schrieb der Pfarrer Flattich, der damals als ein unerschrockener Erzieher unter dem schwäbischen Landvolk stand und ein Schüler Bengels war. Der Pietismus stützte sich in Schwaben nicht auf den Adel wie in Norddeutschland, sondern wesentlich auf die Geistlichen und die Bauern. Der schwäbische Pietismus in seiner eigensten Gestalt vertiefte sich aber noch durch die exegetischen Schriften Johann Albrecht Bengels, eines weit über seine Lebenszeit hinaus wegen seiner merkwürdigen Weissagungen berühmten Kirchenmannes, der zum Vater einer geschichtlichen Periode des christlichen Chiliasmus geworden ist.

Bengel war 1687 in dem Städtchen Winnenden geboren und ist 1752 als Konsistorialrat und Prälat in Stuttgart gestorben. Seine „Erklärte Offenbarung" und „Sechzig Reden fürs Volk" wurden den schwäbischen Frommen zur Nachtigall in der dunkeln Zeit. Theologische Studien waren in Württemberg volkstümlicher als anderswo, und die Auslegung des Weltsinnes war ihr Lieblingsgegenstand. Wie

den Kelten Irlands und der Bretagne, so wird ja auch dem Schwabenvolk eine besondere Begabung und Neigung für das Übersinnliche nachgesagt. Bei der chiliastischen Unruhe, die von Zeit zu Zeit immer wieder die Menschen bewegt und noch jetzt mit Hunderttausenden von teuern Büchern und billigen Heften, in Deutschland und Rußland kaum weniger als in England und Amerika, die gläubigen Seelen und geistlichen Kannegießer beschäftigt, handelt es sich um die dunkle Grundsuppe allen geistlichen Lebens: um eine dem Menschengeist eingeborene Kraft der Mutung, ein Verlangen nach dem Blick in die Zukunft, um eine Anteilnahme auch an den Vorgängen in einer andern Welt. Wer vermag die merkwürdigen, durch spätere Ereignisse bestätigten Prophetenverse des Nostradamus zu erklären oder die in den Büchern der Taoisten enthaltenen Deutungen auf den Anbruch der neuen Herrscherzeit in China? Mit der eigentlichen Intelligenz hat diese Gabe vielleicht nichts zu tun; der Messianismus, der aus der Bibel und den andern Offenbarungsbüchern hervorgeht, ist aber dem verfeinerten Messianismus der philosophischen und dichterischen Literaturen nah verwandt. Auch die Geschichte der Wissenschaften verzeichnet Beispiele der Divination, die auf der Grenze der Ahnung und des Wissens Ereignisse vorausgesagt hat, wie die Entdeckung des Neptun, die Entdeckung des periodischen Systems der Elemente in der Chemie und den Fund von Urkunden der Sprach-

wissenschaft. Wer klug vermutet, ist der trefflichste Prophet. Manches Gemüt mag eine tiefe und verschüttete Kunst der Mantik ahnen; es mag auch manches Kleinod aus den Schätzen magischer und kabbalistischer Adepten zum Spielzeug des Aberglaubens, zum Kehricht, zum Thema der Unterhaltung und Beunruhigung des Volks herabgesunken sein. An Stelle des jüdischen, hat in christlicher Zeit ein beunruhigtes Volk nach dem andern Gott selber sich an die Brust geworfen.

Über allen Ideen Bengels stand das Gefühl einer sichtbaren und nahen Verwirklichung des Reiches Gottes. Seine Besonderheit war es, den Ereignissen, die der Wiederkunft Christi vorausgehen sollten, nach den magischen Zahlen, die in den Offenbarungsbüchern enthalten sind, ihre Bedeutung in der Zeitgeschichte anzuweisen. Aber mehr als bei andern Propheten und Rechenkünstlern dieser Art war es bei diesem Mann ein Gemisch von ahnungsvoller Einsicht und mystischer Befangenheit, das ihn auszeichnete und durch seine Bücher auf Tausende überging. Er näherte eine Zeitlang sogar die Erwartung des tausendjährigen Reichs dem Bekenntnis der Kirche.

Bengel war in seinen Berechnungen so weit gegangen, das Kommen der letzten Dinge für das Ende des neunzehnten Jahrhunderts vorauszusagen. Sein Buch Gnomon, ein Hauptwerk der Bibelauslegung, das mitten im Zeitalter Voltaires und Lessings entstand, weckte eine heimliche Blüte geistigen Lebens,

die an vereinzelten Stellen, wie in der Lebensgeschichte des jungen Goethe und des Novalis ihren Duft mit dem Blühen deutscher Literatur um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts vermischte. Es verhieß der Zukunft den folgenden Gang: Der Geist der Zeit werde je länger je mehr Skeptizismus und Naturalismus sein. Das Kaisertum werde — das Buch wurde 1740 geschrieben, Bengel starb 1752 — noch etwa sechzig Jahre währen, man gebe nur acht, ob etwa der König von Frankreich nicht noch Kaiser wird? Die deutschen Bistümer werden säkularisiert werden, der Erdball werde ein ganz anderes Aussehen gewinnen, die lateinische Sprache werde nicht mehr lang gang und gäbe sein. Von Büchern werden allerlei Erzählungen, wenn es nur einen Zeitvertreib abgibt, am meisten gelesen; läuft noch etwas Geistliches dazwischen, so muß es auf eine sinnreiche Art vorgestellt sein, da man sich dann an der Manier des Vortrags ergötzt und weiter keine Besserung des Herzens sucht. Die Philosophen werden den Kern ohne Butzen, Hülle und Schale haben wollen, d. h. Christum ohne die Bibel, und werden so aus dem Subtilsten zum Gröbsten fortschreiten. Sozianismus und Papismus scheinen jetzt noch weit auseinander zu liegen, und doch werden sie einmal zusammenfließen, und das wird dem Faß den Boden ausstoßen.

Es kam hinzu, daß sich die Ideen Bengels in seinen Anhängern mit denen seines jüngeren Zeitgenossen Swedenborg vermischten. Die Gedanken

von der Neuen Kirche und von der Offenbarung haben den Westen einen Aufschwung gegeben, der selbst bis in die Werke Ibsens und Strindbergs noch verspürbar ist. Als sie zuerst in ihrer kräftigen Kühnheit und Neuheit den Pietismus ergriffen, wurden sie in England und Frankreich sogar von Staatsmännern in Betracht gezogen und übten durch die deutschen Träger bis auf den Gründer der heiligen Allianz ihren Einfluß aus. Auf die ungebrochene Überlieferung der Bengelschen Ideen in Württemberg war noch hundert Jahre nach Bengels Tode der Entschluß der Tempelgemeinde aufgebaut, sich selber nach Palästina zu verpflanzen, um dort Gott bei seinen gewaltigen Plänen gleich zur Hand zu sein.

Durch die Ereignisse der französischen Revolution und das Auftreten Napoleons erhielt die sehr verbreitete Spekulation auf die im Buch Daniel und in der Offenbarung Johannes vorausgesagten Anzeichen des nahen Weltendes einen neuen gewaltigen Anstoß. Im Oktober 1800 erschien eine Schrift des Pfarrers Friedrich zu Winzerhausen, Oberamt Marbach: „Glaubens- und Hoffnungsblicke des Volkes Gottes in der antichristlichen Zeit, aus der göttlichen Weissagung gezogen von Irenäus II-us. Mit zwei Anhängen: Bengels summarische Beschreibung des tausendjährigen Reiches und Merkwürdige Rede eines Irländers in Betreff der Nähe der Zukunft Christi und des tausendjährigen Reiches, gezogen aus

der Allgemeinen Deutschen Zeitung." Nach dieser Schrift, die schon im Titel ihren Rückgang auch auf eine ältere Schule des Chiliasmus andeutet und sich in ihren Ausführungen an den Gedankenkreis des Irenäus, des aus Kleinasien stammenden ersten Theologen der nachapostolischen Zeit des Christentumes, hielt, sollten in den nächsten zwanzig Jahren alle Kapitel der Apokalypse vom zehnten bis zum zwanzigsten in Erfüllung gehn. Während der zunächst bevorstehenden babylonischen Verfolgungen und schrecklichen Gerichte Gottes wird Palästina der Zufluchtsort der Gläubigen sein. Dahin werden die zwölf Stämme Israels zurückkehren und ihr staatliches Gemeinwesen auf der gesetzlichen Grundlage der Landverteilung unter die einzelnen Stämme wieder aufrichten. Sie werden sich zu Christus bekehren, werden die fremden Gläubigen, die sich in das Land retten, aufnehmen und mit Grundbesitz ausstatten. Christus, nicht in sichtbarer Erscheinung, sondern durch einen Statthalter aus Davids Geschlecht, wird mit dieser Bevölkerung das tausendjährige Reich gründen. Der Tempel mit dem alten Opferbrauch und den Festen wird wiederhergestellt werden. Mit der Herrlichkeit dieses neuen Gottesdienstes wird sich die politische Vormacht des in Palästina entstandenen Gottesstaates und eine Hauptakademie des Heiligen Geistes in Jerusalem verbinden und ein ungestörtes wirtschaftliches Wohlsein: hundertfältiger Ertrag der Felder, ellenlange, zehn Pfund schwere Trauben,

Honig in Menge, reicher Ehesegen, ungefährdete Entbindungen, höchstes Lebensalter. In diesem Zustand des irdischen Lebens, — trotz ihm, — sollen auch alle geistigen Güter zur Geltung kommen, wird alles sittliche Verderben verbannt sein. Aber in den übrigen Ländern der Erde wird sich unterdessen alles zum Übeln wenden: Kriege und Aufstände werden die Ordnung untergraben, die Aufklärung wird das Christentum zerstören. Doch einst soll von Jerusalem her alles, auch das Verderben der übrigen Welt, zur Ehre Gottes umgewendet werden.

Der Eindruck solcher ausgemalten Zukunftsbilder muß in Schwaben besonders stark gewesen sein. Der Acker für diese Saat des Glücksverlangens war in vielen Menschen vorbereitet. Im Jahr 1801 zog unter der Führung einer Hysterischen von bewegter Vergangenheit, der Seherin Marie Gottliebin Kummer aus Kleebronn, eine Schar von mehreren Dutzend Personen mit Pilgerstäben, die blaue Bänder als Schmuck trugen, über Weinsberg zur Donau, und dann auf den sogenannten Ulmer Schachteln den Strom hinab bis Wien. Sie wollten nach Jerusalem. Der württembergische Gesandte in der Kaiserstadt ließ die Leute in ihre Heimat zurückschaffen, sie fanden aber in ihren Dörfern kein Obdach mehr, und ihr Pilgerlied endete im Elend. Tüchtiger war die Schar des Webers Johann Georg Rapp, eines Mannes aus Iptingen, der sich schon seit seinen Jugendjahren des landeskirchlichen Gottesdienstes und Abendmahles

enthielt und der mit einer groben Entschlossenheit seinen Widerstand gegen die obrigkeitliche Bevormundung in Württemberg zu spüren gab. Die wachsende Schar seiner Anhänger forderte allmählich Maßnahmen zu seiner Unterdrückung hervor, aber die Behörde zögerte, gegen ihn einzuschreiten. Da wanderte er im Jahr 1803 mit einigen hundert Familien aus. Die Gruppe ging nach Amerika und führte drüben den Namen der Harmonisten. Sie gründete die Kolonien Harmony bei Pittsburg, New Harmony in Indiana und Economy in Ohio, und bis zu seinem Lebensende als Neunzigjähriger hat Rapp fast mit unumschränkter bürgerlicher und geistlicher Autorität als der Alleinherrscher dieser klösterlichen Arbeitsgemeinden, die zu großem Wohlstand kamen, gewaltet. Andere Ausgesonderte in Württemberg, die gleichen Ideen gefolgt waren, aber das Land nicht verlassen wollten, boten der Staatsgewalt offenen Widerstand. Diese Bauernhaufen zogen sich, wie einst die Waldenser, Hugenotten und Kamisarden in den Sevennerbergen, auf einsame Höfe zurück oder versammelten sich in den Wäldern. Ihnen galt die Obrigkeit gleich mit dem höllischen Widersacher. Die sieben Kurfürsten, zu denen seit dem Frieden mit Frankreich auch kurze Zeit der württembergische Herrscher gehörte, galten ihnen als das siebenköpfige Tier aus dem Abgrund; sie hielten Bonaparte für den Gesandten Gottes, ja für eine Erscheinung Christi und glaubten nach 1815 an seine Fortdauer im

Verborgenen, nicht anders wie jene russischen Abergläubischen, die den Kaiser Peter III. für einen Christus ansahen und an seinen Tod nicht glauben wollten. Als Abzeichen trugen sie einen roten Stern auf der Brust, die Männer weiße Hüte und die Weiber weiße Hauben, nannten einander bei den Vornamen, enthielten sich der ehelichen Gemeinschaft und nährten sich nur von Pflanzen. Ein Teil dieser Schar schlug im großen Auswanderungsjahr 1817 den Weg nach Amerika ein. Englische Quäker waren ihnen dabei behilflich. Sie gründeten die Gemeinde Zoar im Kreise Tuscarawa in Ohio. Diese kommunistische Gemeinde hat fast achtzig Jahre bestanden; ums Jahr 1896 wurde ihr gemeinsames Vermögen unter die Nachkommen der Eingewanderten aufgelöst.

Um die Wende des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts waren in Württemberg die Zustände für die Frommen im Land, die in Sachen des Gottesdienstes zäh am Hergebrachten hielten, nicht viel besser geworden als in der Entstehungszeit ihrer Kreise. In der Oberkirchenbehörde herrschten Rechthaber, die mit aufklärerischen Neuerungen selbst die treu Gesinnten beleidigten und besonders den Pietisten ihr Mißtrauen zu fühlen gaben. Viele Bauern gedachten auszuwandern; Auswanderung aber war verboten. Die verbreiteten Bengelschen Schriften und das Auftreten kühner Männer, wie des Webers Rapp oder auch des bäuerlichen Theosophen Michael Hahn, weckten in diesen Zeiten der Gewissensbedrückung den stum-

men Trotz der Leute. Mitten in einer Zeit der Verfassungskämpfe, die das Land beunruhigten, starb der dicke König Friedrich. Das Verbot der Auswanderung wurde von seinem Nachfolger Wilhelm aufgehoben. Im Hungerjahr 1817 fand dann jene Auswanderung von hunderten, ja tausenden schwäbischer Bauernfamilien statt, die im Osten den Bergungsort zu finden hofften, der nach den Hindeutungen Bengels und Jung-Stillings den wahren Gläubigen vorbehalten war. Der Schwiegersohn der Frau von Krüdener, russischer Ministerialrat Baron Berkheim, führte die Reisenden. Der Kaiser Alexander siedelte die Deutschen in der Nähe von Odessa und in Grusinien an, er gewährte ihnen Selbstverwaltung und Befreiung vom Militärdienst. Jenen Ausgewanderten, deren Nachkommen noch heute in den ansehnlichen, nach deutscher Art wirtschaftenden Dörfern Südrußlands wohnen und einen großen Landbesitz in Sibirien dazu erworben haben, war unter dem Einfluß der Swedenborgianer Napoleon als der Apollyon der Johannesoffenbarung und als der unmittelbare Vorläufer des Antichrist erschienen. Die Kummerin nannte in einem ihrer Gesichte Alexander den weißen Adler; mit derselben Schwärmerei sah auch die Frau von Krüdener mit ihren und Jung-Stillings Anhängern, sahen die Irvingianer, die Biblische Gesellschaft, die Freimaurerlogen, die Skopzen und selbst die Reaktionäre des heiligen Synods zu dem jungen russischen Herrscher auf. Es ist bekannt, daß Alexander später unter dem

geistlichen Joch eines griechisch-orthodoxen Mönches Photios endete, mit dem er, offenbar noch immer im Bann der Bengelschen Ideen, die Allvernichtung im Jahr 1836 erwartete. Von diesem Kaiser, dessen ganzes Dasein ein Zusammentreffen seelischer Gegensätze und das Erbeben eines geistig Blinden war, heißt es ja noch heute, daß er keineswegs im Jahr 1825 gestorben sei, sondern daß er bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Einsiedler bei Tomsk in Sibirien weiter gelebt habe.

Das kleine Württemberg erlitt durch die Auswanderung so vieler tüchtiger Bauern einen großen ernsthaften Verlust. Um der Entvölkerung zu wehren, sah endlich die Landesregierung kein anderes Mittel, als das Entstehen selbständiger außerkirchlicher Gemeinden zuzulassen. Ein Mitglied der Ständeversammlung, das zugleich den pietistischen Kreisen angehörte, machte den Vorschlag zu einer Gründung nach dem Vorbild der Herrnhuter Brüdergemeinde. Die königliche Genehmigung ließ nicht auf sich warten. Schon im Frühjahr 1819 kaufte der Mann, der nach Aufforderung der Regierung diesen Vorschlag geäußert hatte, der kaiserliche Notar und bisherige Amtsbürgermeister von Leonberg, Gottlieb Wilhelm Hoffmann das in der Nähe von Stuttgart gelegene Rittergut Korntal. Dort siedelte die erste Gemeinde sich an und wählte Hoffmann zu ihrem Vorsteher. Sie bestand aus zahlreichen Mitgliedern der Gemeinschaften altpietistischer

und Hahnscher Benennung, berief sogleich als ihren Geistlichen den schon erwähnten Pfarrer Friedrich aus Winzerhausen und wurde bald zu einem Wallfahrtsort der Stillen im Lande, die durch diesen Sieg ihrer Sache überall ein höheres Ansehen gewannen. Hoffmanns Plan, die Gemeinde wie ein anderes Herrnhut zu einer Stätte wirtschaftlich-gewerblichen Lebens zu entwickeln, scheiterte zwar an der ungünstigen Verkehrslage des Ortes. Korntal wurde aber allmählich zu einer von vielen auswärtigen Familien beschickten Erziehungsstätte der Jugend und zu einem Zufluchtsort feingestimmter ruhbedürftiger Gemüter, und es hat sich diese Eigenart bis jetzt im Wechsel der Generationen erhalten. Die überschwänglichen Geister der jungen Gemeinde, die sich noch immer an der verbreiteten endzeitlichen Stimmung berauschten, wurden durch den besonnenen Vorsteher in Ordnung gehalten. Als das Jahr 1836, das von den Anhängern Bengels mit Angst und Ungeduld erwartete, ohne ein Himmelszeichen vergangen war, vollzog sich eine stillschweigende Aussöhnung mit der Landeskirche.

Auch in England und Amerika war im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Arithmetik der Weltkatastrophe zu einem frommen Sport geworden. In Plymouth entstand, meist aus früheren Angehörigen der Hochkirche, die chiliastische Sekte der Darbysten. Die Irvingianer verbreiteten von England aus ihre apostolische Kirche mit dem Feldgeschrei, daß das

Reich der Herrlichkeit nahe sei. Die Mormonen legten am Salzsee den Grund zu einem neuen Zion. Ein Dr. Josia Litch erklärte im Jahr 1838 die Weissagungen im neunten Kapitel des Johannesgedichtes mit Bezug auf das Emporsteigen und den Verfall der türkischen Macht. Ein Wilhelm Miller in Amerika, der Gründer des jetzt verbreiteten Adventismus, verhieß mit Bestimmtheit das Kommen des Herrn auf den 22. Oktober 1844; seine Gläubigen ließen in jenem Jahr die Feldfrüchte ungeerntet und verkauften ihr Eigentum.

Aber selbst andere als nur die pietistischen Kreise hatten in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts begonnen, sich wieder viel mit Palästina zu beschäftigen. Chateaubriands Reise nach Jerusalem erregte Aufsehen; die Schilderungen Lamartines aus Palästina erweckten kolonisatorische Entwürfe. Bilderwerke aus dem Morgenland wurden in ganz Deutschland gelesen. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bekundete sein Interesse für Palästina durch die Stiftung eines protestantischen Bistums in Jerusalem; die deutschen Johanniter und die Kaiserswerther Schwestern errichteten im heiligen Land Anstalten zur Pflege und zum Schutz der Pilger.

Diese mannigfachen, von außen kommenden Anzeichen fanden bei den württembergischen Pietisten, deren Jerusalemglaube nicht erloschen war, die größte Aufmerksamkeit. Und es zeigte sich, daß die

in Korntal gepflegten Überlieferungen in dieser Zeitstimmung noch hineinwirken sollten. Hoffmann, der im Jahr 1846 starb, hatte zwei Söhne; beide spielten nun in der Jerusalembewegung eine Rolle. Wilhelm, der ältere, war Hofprediger in Berlin geworden und trat 1853 an die Spitze des gegründeten deutschen Palästinavereins. Christoph aber, der jüngere, der mehr als sein Bruder das pietistische Erbe seiner Herkunft verwahrte, faßte den Plan einer kulturellen Wiedererweckung in seiner vollen Wirklichkeit. Er wurde zum Gründer der Tempelgemeinde. Mit ihm an gleicher Stelle steht in der Bewegung, die den Tempel in Jerusalem fast nach mosaischer Vorschrift wieder aufzurichten gedachte, die Kerngestalt Georg David Hardegg.

Diese beiden Männer waren es, die zum erstenmal den religiösen Zionismus, den das Judentum wie einen Stachel in der christlichen Frömmigkeit zurückgelassen hat, zu einem schöpferischen Ausdruck brachten. Sie waren einander in dem tollen Jahr 1848 begegnet, blieben fortan in einem gemeinsamen Interesse für Palästina und für die Erneuerung des deutschen Volkes einander verbunden und haben zwanzig Jahre später, nach umfassender Vorbereitung und als Träger der Verantwortung, den Einzug der Tempelgemeinde in Palästina durchgeführt.

Hardegg war 1812 als Sohn eines Landwirts und Gastwirts in dem kleinen Dorfe Eglosheim bei Lud-

wigsburg geboren. Er entstammte einem fränkischen, auch in der Schweiz und in Österreich ansässigen Reichsrittergeschlecht; sein erster bürgerlicher Vorfahr war im Dreißigjährigen Krieg Offizier im Regiment des Grafen Hatzfeld gewesen. Einer von Hardeggs Verwandten, der in Ludwigsburg geborene Julius von Hardegg, war zur Zeit des Frankfurter Parlamentes Chef des Generalstabes in Stuttgart. Georg David Hardegg durchlief ein Gymnasium und war bestimmt, Kaufmann zu werden. Als Neunzehnjähriger kam er nach Belgien, wo eben die Revolution ausbrach; im Sommer 1831 reiste er an den Herd der Revolution nach Paris, lernte neben den republikanischen Führern eine Anzahl deutscher Flüchtlinge kennen, die für Volksherrschaft entflammt waren und kehrte in dem festen Glauben, daß jetzt für Deutschland die größte Umwälzung bevorstehe, nach Württemberg zurück. Er wurde Student der Medizin in Tübingen, aber nur die Politik lag ihm am Herzen. Gemeinsam mit Männern der süddeutschen Revolutionspartei und einem Offizier der Ludwigsburger Besatzung war er an der Vorbereitung eines militärisches Putsches beteiligt und wirkte eifrig unter den Landleuten. Der Anschlag scheiterte, die Verschwörer wurden verhaftet, Hardegg zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt. Man brachte ihn auf den Hohenasperg. Sieben Jahre dauerte seine Gefangenschaft. Der Rest der Strafe wurde ihm in Landesverweisung umgewandelt; er heiratete, zog nach Schaffhausen in der Schweiz und

lebte dort als Gehilfe eines Großkaufmannes, der ihm bald die Leitung des Handelshauses überließ, vier glückliche Jahre mit seinem jungen Hausstand. Als im Jahr 1844 König Wilhelm von Württemberg sein Regierungsjubiläum feierte, erhielt der Verbannte die Erlaubnis zur Heimkehr. Er zog nach Ludwigsburg und eröffnete dort am Marktplatz eine Lederhandlung. Von den körperlichen Leiden der Gefängniszeit war er niemals ganz genesen; sein Innenleben hatte eine grüblerische Richtung empfangen, die sich an die Bibel um Auskunft wendete. Er näherte sich den pietistischen Kreisen, war aber im Grunde weder mit der kirchlichen noch mit der allzu empfindsamen Frömmigkeit der Durchschnittspietisten zufrieden, sondern neigte stark zu jenem Glauben an überirdische Gaben, der durch Justinus Kerner in vielen Gemütern damaliger Zeit erweckt worden war. Auch Swedenborgs Schriften scheinen ihm nicht fremd geblieben zu sein. Hardegg sah in dem Phänomen der Seherin von Prevorst ein Wiedererwachen der biblischen Wunderkräfte. Er selber achtete auf Gesichte und erwartete mit starker Gebetsanstrengung die im ersten Korintherbrief beschriebenen Gaben des Weissagens und des Krankenheilens. Ihn, den einstigen Revolutionär, fesselten jetzt die politischen Kämpfe der Zeit nach ihrer geistigen Seite, besonders der heftige Streit zwischen der kritischen Tübinger Schule und den gläubigen Richtungen. Kein geringerer als David Friedrich Strauß war in Ludwigs-

burg für die Wahl in das deutsche Parlament aufgestellt worden; aber nicht Strauß, sondern sein Gegner von der orthodoxen Seite wurde mit Hilfe der ländlichen Bevölkerung gewählt. Der Gewählte war Christoph Hoffmann. Hoffmann verfaßt in Frankfurt ein Schriftchen: „Stimmen der Weissagung"; als Hardegg dieses gelesen hatte, ging er geradenwegs zu Hoffmann, der wieder auf sein Arbeitsfeld als Anstaltslehrer in die Nähe Ludwigsburgs zurückgekehrt war, hin und fragte ihn, warum niemand sich denn rege, um nun die beschriebenen klaren Voraussagen auf das Reich Gottes auch auszuführen?

Christoph Hoffmann war 1815 in Leonberg geboren und hatte seine Jugend in Korntal verlebt. Seinen Studiengang begann er auf dem Stuttgarter Gymnasium und setzte ihn, wie sein Bruder, im Tübinger Stift fort. Aber er hatte wenig Neigung zum Dienst der Staatskirche, suchte auch als Student die asketische Haltung loszuwerden, die in Korntal als unerläßlicher Ausdruck einer geistlichen Gesinnung galt, schrieb Gedichte, von denen Gustav Schwab einige für das Cotta'sche Morgenblatt annahm und wurde mit seinen spätern Schwägern, den ebenfalls aus Korntal gebürtigen Brüdern Paulus, Lehrer und Mitunternehmer an einer Erziehungsanstalt für Knaben, das diese in der Nähe von Ludwigsburg auf einem ehemaligen kleinen Herrensitz, dem Salon, errichtet hatten. Die Anstalt glich in vielen Dingen,

besonders durch die Neuerungen der Lehrmittel und ein munteres Wanderleben in der Natur, den heutigen Landerziehungsheimen, nur war ihr Geist ein streng gläubiger. Hier blieb Hoffmann, der gelegentliche Schülerreisen bis nach Oberitalien ausdehnte und neben den theologischen Studien, wie sie der Gang der Examen vorschrieb, auch geschichtliche und naturwissenschaftliche Studien trieb, bis zum Jahr 1849 mit gutem Erfolg tätig. Mit Eifer begann er in der von seinem Schwager 1845 gegründeten „Süddeutschen Warte" öffentliche Fragen zu behandeln und bekämpfte besonders nachdrücklich die vom Kirchenglauben sich abwendenden Tübinger Theologen F. Th. Vischer, Eduard Zeller und D. F. Strauß. In der Paulskirche hatte er bei der Eröffnung des deutschen Parlaments neben Ignaz Döllinger seinen Sitz als der einzige Vertreter des Pietismus. Schon die „Warte" hatte durch ihr Eingreifen im Streit um Vischer und Zeller die Aufmerksamkeit von Freund und Feind auf sich gezogen. Durch seinen Wahlsieg über David Friedrich Strauß war Hoffmann einer der volkstümlichsten Männer seiner Heimat geworden; er übernahm die Leitung der „Warte" von 1852 ab allein und hielt in Ludwigsburg und Stuttgart stark besuchte Vorträge über religionsgeschichtliche Gegenstände.

Von dem Jahr ab, da Hardegg und Hoffmann miteinander bekannt und Freunde wurden, beherrschte beide derselbe Gedanke. Hardeggs Energie

drängt auf ein greifbares Ziel. Aus dem Morgenland kommt die Kunde von einem Streit der Kirchen um den Besitz des heiligen Grabes; Spannung unter den Großmächten läßt den Ausbruch eines Weltkriegs erwarten. Unter Hardeggs Einfluß und unter dem Eindruck der verfahrenen politischen Zustände der fünfziger Jahre gewinnt in Hoffmann der Gedanke immer bestimmtere Gestalt, „daß es von außerordentlichem Wert wäre, wenn eine Anzahl geistig tüchtiger Leute in einem ihnen eigenen Lande irgendwo in der Welt sich zu einem Volk vereinigten und ein gesundes soziales Leben verwirklichten." Hardegg wirft die Frage auf: Wie geht man aus Babylon? Es bildet sich um die beiden Männer ein freiwilliger Ausschuß von Jerusalemfreunden, der in Ludwigsburg 1854 öffentlich mit seinem Plan einer Übersiedelung nach Palästina hervortritt; Hardegg schlägt alle Einwände nieder, nicht mit religiösen Gründen, sondern mit praktischen: Die deutsche Nation muß Arbeit haben! Ein Bittgesuch mit 439 Unterschriften, meist von Familienvätern: der Bundestag möge den türkischen Sultan ersuchen, das heilige Land der Kolonisation zu öffnen, wird von Hoffmann und Hardegg selbst in Frankfurt dem Bundestagspräsidenten, Herrn von Prokesch übergeben. Freilich ohne Erfolg. Auf Hardeggs Rat unternehmen Hoffmann und sein Schwager Christoph Paulus Reisen in das Ausland, um mit gleichgesinnten Franzosen und Engländern Fühlung zu gewinnen. Hardegg wendet sich daheim den

tätlichen Vorbereitungen zu. Auf seine Anregung vereinigen sich einige wohlhabende Familien und kaufen den Kirschenhardthof bei Winnenden, einen überm Tal der Murr gelegenen Weiler. Es sind neun bäuerliche Wohnungen; dort werden nun auch die Gelehrten, Hoffmann und Paulus, zu Bauern unter Bauern, aber sie vergessen die Lehrkurse und die Gottesdienste keineswegs und halten sie, um die Kirchengesetze unbekümmert, nach ihrem Gewissen. Hardegg gibt der Gemeinschaft den Namen des Geistlichen Tempels. Hoffmann wird zum geistlichen, Hardegg zum weltlichen Vorsteher gewählt; neben den beiden Vorstehern steht ein Rat von zwölf Ältesten. Die neuen Templer sind gesonnen wie jener Berner Täufer Jakob Ammann aus dem Jahre 1593; „Er ließ sich bedunken, es wäre die rächte christliche Ordnung Etlicher Maßen verlohren und hat ihm fürgenommen, Er wolle nach seinem Bedunken den tempel Gottes wider uf die Alte Hoffstatt bouwen." Aus freiwilligen Beiträgen sammeln die Hardthöfer einen Schatz von zehntausend Gulden. Im Frühjahr 1858 unternehmen Hoffmann und Hardegg in Begleitung eines Landwirts ihre erste Kundschaftsreise nach Palästina, finden die preußischen Konsulate bereit, ihnen alle Förderung zu geben und kehren mit dem Eindruck heim, daß zwar die Ansiedelung großen Schwierigkeiten begegnen werde, daß sie aber, wenn man sie planvoll, nach Sicherung der notwendigen Mittel unternehme, möglich sei.

In der Zwischenzeit vollzieht sich die Lostrennung der Hardthöfer und ihrer im Land verstreuten Gesinnungsgenossen von der Landeskirche. Vier junge Männer sendet nun der Ausschuß nach Palästina als Vorläufer mit dem Auftrag, die arabische Sprache und Verhältnisse kennen zu lernen. Dem kleinen Haufen der Templer erklärt die Landeskirche von den Kanzeln herab den Krieg, sucht auch durch allerlei unduldsame Handlungen der Templergemeinde Abbruch zu tun, kann aber nicht hindern, daß gerade in diesen Jahren der Bund der Templer in Württemberg und angrenzenden Gebieten sich festigt. Er gewinnt auch Anhang unter den schwäbischen Brüdern in Rußland und unter deutschen Eingewanderten in Nordamerika. Jetzt bezeichnet sich das kleine, über die Welt verstreute Volk von ungefähr dreitausend Seelen als Deutscher Tempel. In einem Aufruf heißt es: „Der Sinn der deutschen Nation soll auf die Aufrichtung des Tempels in Jerusalem und auf die Besetzung Palästinas gelenkt, eine deutsche Zentralgewalt, die dieses Ziel verfolge, muß angestrebt werden.“ Zweihundert Mitglieder des Tempels unterschreiben im September 1861 eine Bittschrift an die württembergische Volkskammer um Aufhebung der Staatskirche. Die Angriffslust der Männer aus den Jahren Rapps kehrt wieder, doch besonnener und würdiger. Die Templer wollen durch ihren Auszug nach Palästina „mit den glaubig gewordenen Juden die biblische Fruchtbarkeit des Landes wieder erwecken und

die letzten Dinge dort erwarten." Das klingt noch verstiegen genug. Aber wie dieser Gedanke durchgeführt wurde, das zeugt von einer gesunden Kraft der Überzeugung und des Handelns, die mit dem apokalyptischen Mantel nur das Gefühl von einer nationalen Not umkleidet. Die Jahrzehnte des deutschen Schicksals seit den Freiheitskriegen stecken in dem wunderlichen Gedanken der schwäbischen Männer.

Der Krieg in Oberitalien 1859 belebt merkwürdig ihre Erwartungen. In ihrer Zeitschrift, die jetzt „Warte des Tempels" heißt, auch in Büchern, in Flugschriften, auf Kongressen in London, Genf und Paris und in Eingaben an den deutschen Bundesrat haben sich die Führer ein volles Jahrzehnt lang über ihre Gedanken ausgesprochen und auf dem Hardthof die künftigen Ansiedler auf ihre Aufgaben vorgeschult. Ärzte, Ingenieure, Naturforscher, Lehrer schlossen sich den Bauern an; alle notwendigen Handwerke hatten sie in ihrer Mitte. Endlich, im Frühjahr 1868 machten die beiden Vorsteher und ihre Familien mit der Auswanderung den Anfang. Sie unternahmen die Ausreise nicht ohne die Gewißheit der diplomatischen Unterstützung der Norddeutschen Bundesregierung und sogar der österreichischen und der französischen Regierung, deren Einfluß im Morgenlande damals am meisten bedeutete. Mehrere Wochen blieben Hoffmann und Hardegg in Konstantinopel, wurden auch von den Türken gut auf-

genommen und reisten dann über Smyrna zuerst nach Haifa, um dort vorsorglich und ohne Aufsehen den Landkauf zu betreiben.

Hardegg erstand aus den Mitteln der Kolonisationskasse einen ebenen Landstreifen von über hundert Morgen in der Nähe der Stadt und ließ im Frühjahr 1869 die Bauarbeiten beginnen. Die ganze Anlage, wie man sie heute sieht, mit ihren in luftigen Abständen verteilten Häusern, geht zurück auf Hardeggs Plan und bewährte sich aufs beste. Eine breite, auf beiden Seiten mit Anlagen für Schattenbäume versehene Straße wurde angelegt, die vom Meeresstrand bis zum Abhang des Karmels führte. Ein zweiter Weg, mit diesem gleichlaufend, kam später zur Ausführung. Links und rechts der Hauptstraße wurden die ersten zwölf Häuser errichtet. Zu jedem gehörte ein Garten mit Pflanzland. Sieben Brunnen wurden gegraben. Für die Häuser in der Nähe des Strandes lieferte der Baugrund selber einen guten Sandstein, für die ferner gelegenen verwendete man den weißen schönen Kreidekalk aus den Steinbrüchen des Karmel. Balken und Bretter lieferte das Gebirge nicht; sie wurden auf Segelbarken aus Mersina und sogar von Salonik herbeigeschafft. Arabische Maurer wurden bei den Bauten beschäftigt.

In geordneten Wanderzügen und mit Zustimmung der Vorsteher reisten nun die schwäbischen Ansiedler ins Land; es war im Jahr der Eröffnung des

Suezkanals; alle Schiffe waren voll von Reisenden. Weitere Templer folgten in den nächsten Jahren aus Nordamerika, aus Südrußland und der Schweiz. Im März 1870 wurde in Haifa das Gemeindehaus eingeweiht. Die gewölbten, schlichten Räume des Erdgeschosses waren für den Schulunterricht und für den Gottesdienst bestimmt. Diesen hielten sie ohne Geistliche. Die Arbeitsjahre begannen und die langsame Ausdehnung des Landbesitzes, die Erwerbung von Weiden, Äckern und Weinbergen nahe der Kolonie. Eine Fabrik und eine Windmühle wurden gebaut, die bäuerlichen Ansiedler gewöhnten sich langsam an die neue Betriebsweise; alle bemühten sich nach Kräften, den eingeborenen Bewohnern des Landes die Anschauung eines geordneten und gesitteten Gemeinwesens zu geben; manche erlagen der Anstrengung und dem ungewohnten Klima. Schon bald nach der Ankunft fiel den Templern auch bei Jaffa ein Stück Boden mit beziehbaren Wohnungen zu. Dorthin, in die aus amerikanischen in deutsche Hände übergangene Siedelung zog Christoph Hoffmann als der Leiter. Er ließ sogleich ein kleines Gasthaus und ein Hospital errichten, später folgte auch die Schule. Die Bauern kauften Grundstücke am Rand der weitgedehnten Orangengärten, den Handwerkern unter den Deutschen gab die Stadt lohnende Beschäftigung. Diese Kolonie, die mit viel weniger Sorgen und Anstrengungen als die von Haifa entstanden war, bekränzte ihre Häuser im November 1869

zu Ehren des Kronprinzen Friedrich von Preußen, der Jerusalem besuchte und in Jaffa des schwäbischen Vorstehers Haus betrat.

In seinen ersten Anfängen hatte das Unternehmen des Tempels als ein internationales gegolten. Durch den Genfer Henri Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes und Leiter der in Paris ansässigen Internationalen Gesellschaft für Palästina, war in den letzten Jahren seiner Regierung sogar Napoleon III. für das Templerwerk interessiert worden. Man kennt aus der Geschichte des zweiten Kaiserreichs die Vorliebe gewisser Pariser Finanzkreise für Unternehmungen in Syrien; nur war Frankreich verlegen um die Menschenkraft, die seine ehrgeizigen Geschäfte an Ort und Stelle besorgen sollte. So kam es, daß die großen Pariser Zeitungen, während in Deutschland niemand sich um die ausgewanderten Schwaben kümmerte, über die Fortschritte des Anbaus der Templer mit Lob berichteten. Als der deutsch-französische Krieg ausbrach, war die Übersiedelung vollzogen. Das Pariser Interesse hörte nun freilich auf, bei den Türken aber ebnete der Eindruck der deutschen Siege und der Gründung des Reiches den Ansiedlern die Wege, die sie vorher nur dank den umständlichsten diplomatischen Vermittelungen offen gefunden hatten. Raschid Pascha, Pfleger von Damaskus, ließ auf dem Karmelberg ein großes Stück Boden von 1200 Hektaren vermessen, um es den Templern zu schenken. Aber die französischen

Mönche vom Karmelkloster wußten die Ausführung der Schenkung länger als ein Jahrzehnt zu hintertreiben. Sie ließen in Eile Mauern aufführen und zehn Morgen Landes auf dem Karmel umpflügen, um Bodenstücke, die den Templern zugedacht waren, als ihr Eigentum zu bezeichnen, das übrige taten sie in Konstantinopel. Von der ursprünglichen Schenkung gelangte schließlich nur ein kleines Stück, das aus privaten Mitteln erworben wurde, in den deutschen Besitz. Die Kolonisten bepflanzten es mit Reben und Wald. Aus einer Stiftung wurde später auf der schönsten Höhe ein deutsches Hospiz errichtet.

Auch im übrigen Palästina breitete der Besitz der Deutschen sich aus. Niederlassungen entstanden bei Jerusalem, bei Ramleh, am Tiberiassee und in der Ebene Saron, im ganzen sieben Kolonien, deren Gesamtbesitz heute im Wert auf zehn oder fünfzehn Millionen Mark geschätzt wird. Die große kolonisatorische Tat gelang; die geistige Bewegung allerdings, die ihr eigentlicher Ursprung gewesen war, fand in diesem Gelingen ihren vorläufigen Abschluß. Wenn heute die Templer in Palästina darauf hinweisen, daß sie ohne Hilfe von daheim den Wohlstand erwarben, dessen sich die noch Lebenden und ihre Söhne und Enkel erfreuen, so nennen sie damit zugleich die Ursache des geistigen Stillstands ihrer Bewegung.

Es ist nicht das Ungewöhnliche, daß das Epos in einem kräftigen Sichrühren der Hände und im

Schweigen der Seele endet. Man mag die äußeren Ursachen des Stillstandes der Templerbewegung aufzählen: das Alter der Führer, die von der Allgemeinheit kaum noch verstandene Verkleidung ihrer Idee in das Gewand der endzeitlichen Spekulationen, den Mangel allen Verständnisses für die Zukunftsbedeutung des Morgenlandes in der alten Heimat, das Fehlen eines hochgestimmten geistigen Nachwuchses der beiden Führer. Das erste Zeichen des Zerbröckelns war eine Entfremdung zwischen Hoffmann und Hardegg selber. Schmerzliches Geheimnis des Bruches alter und erprobter Freundschaft! Wenige Vorwürfe, die das Menschliche treffen, scheinen tiefer als dieser, daß es in innersten Dingen keine beständige Brücke vom einen zum andern giebt. Jahrzehnte der gemeinsam erlebten Sorgen und der gemeinsamen Hoffnung vermögen Männer von verschiedenen Temperamenten und verschiedener seelischer und geistiger Veranlagung nicht völlig eins mit einander zu machen. Jahrzehnte der gemeinsamen zähen Arbeit bis zum Erfolg vermögen es nicht zu schaffen, daß von der einst so festen Brücke mehr als der Stumpen, von der Treue mehr als ein mit Bitternis getränktes Gefühl der Achtung übrigbleibt. Das erkaltete, seiner Freundeswärme, seines lebendigen Zutrauens überdrüssige Gemüt vermag im zur Schau getragenen Gleichmut das Geheimnis mit dem einst Vertrauten nicht mehr zu teilen; es verstockt, und es bricht an diesem Verstocken. Noch bleibt vielleicht hinter

der abgewendten Stirn das zehrende Immerweiterhoffen; aber das ermattete Gemüt sucht aus der Wirklichkeit den Weg zurück zu den Gesichten der Kindheit, an denen keiner noch teilnahm als Vater und Mutter, die längst Verstorbenen, deren Züge jetzt in tiefer Bedeutung vor dem Auge des fertigen Menschen wiederkehren, ehe er selber sich anschickt zu sterben.

Ein Mann wie Hardegg hat wahrscheinlich für sich und den Genossen nichts geringeres erwartet als das Schicksal der beiden Zeugen im elften Kapitel der Offenbarung des Johannes. Ihm und dem Freunde war beim Ausbruch des Krieges in Oberitalien, 1859, Napoleon als das apokalyptische Tier erschienen, dessen Kommen ja so deutlich vorausgesagt sei. „Und wenn sie ihr Zeugnis geendet haben, so wird das Tier, das aus dem Abgrund aufsteigt, mit ihnen einen Streit halten und wird sie überwinden und wird sie töten. Und ihre Leichname werden liegen auf der Gasse der großen Stadt, die da heißt geistlich die Sodoma und Ägypten, da unser Herr gekreuziget ist . . . . . Und nach dreien Tagen und einem halben fuhr in sie der Geist des Lebens von Gott, und sie traten auf ihre Füße, und eine große Furcht fiel über die, so es sahen, und höreten eine große Stimme vom Himmel zu ihnen sagen: Steiget herauf! Und sie stiegen auf in einer Wolke, und es sahen sie ihre Feinde."

Die geistliche Erregung, die Hoffman und Hardegg besonders in den Jahren 1848 und 1859 zu ihren kühnen Entschlüssen spornte, hatte ihnen

jedesmal durch den anderen Gang der Weltereignisse auch eine große Ernüchterung gebracht. Aber sie bestanden diese Probe durch ihr hartnäckiges Festhalten an der einmal für unfehlbar gehaltenen Offenbarung. Sie nahmen den Verzug im Kommen des Herrn als eine von Gott gesetzte Gnadenfrist. Schien nicht endlich und unzweifelhaft der große Augenblick gekommen und das Stichwort zu ihrem Hervortreten gegeben, als Napoleon im Sommer 1870 Deutschland den Krieg erklärte? Jetzt, gerade jetzt war die Übersiedlung der kleinen auserwählten Schar in aller Stille vollzogen. Schien es nicht wie göttliche Absicht, daß nach einer Jahrzehnte dauernden Gärung und Klärung des Gedankens der Übertritt auf den Boden des heiligen Landes gerade jetzt vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschehen war? Eine Wendung der Dinge konnte mit einem Mal auch die Frage nach der Zukunft Palästinas in den Vordergrund rücken. Da standen nun als die verantwortlichen Führer des kleinen Häufleins die beiden Männer, gewappnet mit allem Mut der erwählten Zeugen Gottes, das Weltgewitter zu erwarten. Der erste Donnerschlag fand sie bereit in ruhiger, vollkommener Spannung. Aber das Gewitter blieb in der Ferne über dem europäischen Boden stehen und verrollte. Daheim dachte niemand an das Morgenland und seine Möglichkeiten. So war denn die Auserwähltheit der beiden schwäbischen Propheten ein Hirngespinst gewesen? Mit ihrem großen Traum war es zu Ende.

Er starb nicht an einem einzigen Tag, nicht an einer bestimmten Nachricht, nicht durch irgendeinen Eingriff von außen. Vielleicht sogar ließ die Freude am Entstehen des neuen Kaisertums, die in den Templern nicht minder hell und stolz war als in allen Deutschen jener Tage, die Enttäuschung über die Pläne Gottes weniger schwer empfinden. Hardegg stand auf seinem Arbeitsfeld in Haifa, in Jaffa hatte Hoffmann die Führung der Leute und der Gemeinschaft. Ohne alles Aufsehen, ohne ein Wort zueinander, ohne ein Wort zu den Freunden, brach in den beiden Männern das Gebäude iher heimlichen Erwartung zusammen. Sie sahen einander nicht mehr. Zwischen beiden lag jetzt ein öder Landstreich und das Meer. Beide hatten einander nichts mehr zu sagen. Es war gut, daß Last und Mühen des Alltags einen Vorwand gaben, jetzt die Begegnung zu vermeiden.

Wohl sahen die beiden mit Genügen den erblühenden Wohlstand der Bauern, freuten sich, daß das Deutsche Reich gewährte, was früher der Deutsche Bund verweigert hatte: seinen Schutz übersee und Mittel zur Förderung der Schulen. Die Dinge gingen still ihren steinigen Weg, und sie gelangen; damit mußten nun die beiden Vorsteher sich abfinden, auch in ihren nachdenklichen Stunden. Der eine vor seinen Büchern, in eifriger organisatorischer Tätigkeit am Statutund an den Schulen, auf werbenden, doch ergebnislosen Reisen nach Deutschland und nach Nord-

amerika; der andere in einem aufrechten und knorrigen Stillstand. Beide sahen über ihrem Hause das neue schwarzweißrote Banner sich bauschen. Das war die Wirklichkeit; sie erlebten sie mit einem beschämten und zugleich beglückten Stolz. Das erneute Vaterland stand sichtbarer im Weltplan als das erhoffte Gottesreich. Auf die beiden Schwaben da draußen war der Schatten eines Größeren gefallen: Bismarck. Sie standen am Ende ihres Lebens Sieger und Besiegte zugleich: dennoch waren auch sie durch ihre Tat und Wirkung wie jener Größere fest hineingewachsen in die Geschichte der Deutschen. Die Geschichte eines Volkes stellt ja nicht allein eine Reihe von Tatsachen, sondern auch eine Kette untereinander verbundener Ideen dar.

Die innere Einrichtung der Kolonien nahm einen ungleichen Gang. Als Hoffmann das Dorf Sarona bei Jaffa gründete, erhob Hardegg Widerspruch. Als er ein paar Jahre später die Schule nach Jerusalem verlegte und die Frage der einheitlichen Leitung zu lösen unternahm, mußte er sich abermals an Hardeggs Einspruch stoßen. Das Zerwürfnis ließ sich nicht mehr verbergen. Gegen Hardegg stand selbst in Haifa die Mehrzahl der Kolonisten. Sein schroffes Wesen vertrug sich schlecht mit der Gemeindedemokratie; der alte Starrkopf mochte sich nicht beugen, er legte sein Vorsteheramt nieder und sagte sich von der Gesellschaft los. Der Idee wollte er bis zum

Ende treu bleiben; er stiftete mit persönlichen Freunden zusammen den „Tempelverein" und wandte sich in einem letzten öffentlichen Auftreten gegen die von Hoffmann zur Lehre des Tempels erhobenen Ansichten, gegen sein Lehrgebäude, das den Mitgliedern des Tempels große dogmatische Freiheit gewährte, in anderen Dingen aber fast nach dem Muster der römischen Hierarchie unbedingten Gehorsam gegen die Leiter forderte. Hardeggs Freunde vereinigten sich wieder mit der evangelischen Kirche. Der Alte starb einsam an einem Julitag des Jahres 1879.

Das Haus des einstigen Vorstehers ist jetzt zu einem Krankenhaus der katholischen Mission geworden. „Den Gebundenen eine Öffnung", heißt der Spruch dort im Querbalken über der Tür. Das stattliche Gebäude mit seiner langen schattigen Bogenhalle und dem verzierten Mittelbau liegt ein wenig abseits von den andern Häusern der Kolonie. Alte Johannisbrotbäume breiten um das Haus mit ihrem schwarzgrünen Blätterdickicht gegen die heiße Sonne einen undurchdringlichen Schatten Ein Schweizer, Dr. Brugger aus Bern, erzählt aus seinen Knabenerinnerungen über Hardegg: „Im kühlen Raum der Bogenhalle, unter den Karuben oder auf dem Weg, der zum Meeresstrand hinabführte, sah ich oft einen Greis von etwas über sechzig Jahren mit einer Türkenpfeife in der Hand sinnend verweilen oder auf und nieder gehen. Schwere Schicksale hatten ihm Haar und Bart früh gebleicht. Er war von mittlerer Statur, sein Gesicht trug scharfe, ja streng herbe

Züge. Wir scheuten ihn. Er war eine Respektsperson, selten hat er ein Wort an uns gerichtet. Man hätte den Mann mit dem feudal klingenden Namen für einen Kriegsobersten außer Dienst halten können. Seine Lebensarbeit lag abgeschlossen hinter ihm. Saß er in der Bogenhalle, so schaute er lang und gern über die Meeresweite. Suchte er wohl in überirdischer Ferne, was ihm im Leben nicht gewährt worden, — die Menge des Volks, das seinem Ruf hätte folgen sollen, die Fülle der Himmelsgaben, deren Erguß hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben war?"

Hoffmann überlebte den Genossen um sechs Jahre. Er hatte sich neben seiner Tätigkeit als Vorsteher und der von ihm nach der Art des alten Ludwigsburger Salon gegründeten Erziehungsanstalt seinen theologischen Arbeiten wieder zugewendet. Von ihm schreibt Brugger: „Noch sehe ich ihn im Lehrzimmer des Instituts der deutschen Kolonie Jaffa auf und nieder gehen und einer Schülerzahl von sehr gemischten Altersstufen wohlberedt und klar die Elemente der Denklehre vortragen. Seine Gestalt ragte etwas höher als die Hardeggs. Auf breitem Nacken saß, etwas vornübergebeugt, ein deutsches Denkerhaupt, das der morgenländische Tarbusch bedeckte. Die starke Nase gab diesem Gelehrtenantlitz das Gepräge der Energie. Wer je mit Hoffmann in Berührung kam, erhielt den Eindruck eines bedeutenden Menschen." Die erste Frucht aus Hoffmanns Ge-

danken und Erfahrungen in Palästina war die in Stuttgart 1875 erschienene kulturgeschichtliche Betrachtung „Occident und Orient". Hoffmanns kräftiger Verstand durchdringt hier die umschließende Zeit; auch die Schranken Bengelscher Auslegungen beengen ihn nicht mehr. Man erkennt in der politischen Aussprache dieses Buches das einstige Mitglied des Frankfurter Parlamentes, den genauen Beobachter der Vorgänge in Europa und der übrigen Welt. Wo er seine letzten Ansichten aufdeckt, tritt die Abkehr von jener Blut- und Wundentheologie zutage, deren Verfechter er einst in den Jahren der „Süddeutschen Warte" gewesen war. Das Gebäude, das er dem Gottesdienst des neuen Tempels entwirft, unterscheidet sich von der neueren, freiheitlichen Auffassung des Christentums eigentlich nur durch seinen Lebensernst, der aus einer vertieften mystischen Grundstimmung Nahrung erhält. Die Theokratie des Tempels, wie sie Hoffmann will, verwirft die Dreieinigkeit, die Anschauung von der Kanonizität der Bibel und der Einsetzung der Sakramente. Sie sieht ihre vornehme Aufgabe in einem frommen reinen Leben, in fleißiger Arbeit, in Bruderliebe und Menschenfreundlichkeit, in der Errichtung von Schulen und wohltätigen Anstalten. Das sind Grundsätze, die heute mit denen einer Mehrzahl der außerkirchlich Gesinnten übereinstimmen. Die Bedingung der Teilnahme am Tempel ist aber vor allem der Glaube an die Bestimmung des Menschen für das „Reich

Gottes". Das Reich Gottes als ein durchgeistigter Zustand des Menschen in einer Welt des Friedens, der Gerechtigkeit und der Gottesanbetung.

Die Templer sind Angehörige des Reiches geblieben. Sie haben dem Reich in einer damals ganz abseitigen Gegend des Morgenlandes eine unschätzbare Arbeit geleistet. Wir sehen heute, daß diese Gegend, das Land Palästina, von Jahr zu Jahr mehr bedeutet. Jetzt, in den Baujahren der Bagdadbahn, beginnt sich unverkennbar, wenn auch spät, viel später jedenfalls, als es die Wächter und Führer der kleinen Templerschar erwarteten, das deutsche Interesse dem Morgenland ernstlich zuzuwenden. Die Ahnungen der beiden Seher gehn in Erfüllung. Und es wird sich in der engen Berührung mit dem Morgenland noch erweisen, daß jene kleine, gesellschaftbildende Bewegung einer gedankenvollen und starrköpfigen Minderheit nicht auf ein totes Geleise lief. In der von ihr eingeschlagenen Richtung nimmt in Wirklichkeit die Hochstraße unserer neuen Beziehung zur östlichen Welt ihren Ausgang, auch in einem geistigen Sinn.

Was ist denn die letzte Ursache des modernen politischen Zionismus der Juden? Wer sich einmal mit der Geschichte des Pietismus und der protestantischen Sondergemeinschaften und zuletzt mit den damals ganz unzeitgemäßen, uns Heutige aber in ihrer Theologie ganz modern anmutenden Schriften Christoph

Hoffmanns befaßt, der darf sich besonders wundern und erfreuen an der Stärke der „zur Weltherrschaft berufenen Idee des Reiches Gottes", die dort in immer neuen Äußerungen hervortritt. Der Zionismus eines Christoph Hoffmann ist letzten Endes derselbe, aus dem einst die Kreuzzüge entstanden; derselbe, der im mittelalterlichen Judentum so leidenschaftlich hervorbrach wie in der mittelalterlichen Christenheit. Derselbe Zionismus war die Ursache der Reise des Jehuda ben Halevi nach Jerusalem im elften Jahrhundert und zahlloser anderer Wallfahrten dieser Art. und ist der Untergrund der beispiellosen Verehrung, welche die Bekenner ohne Unterschied den heiligen Stätten noch heut erweisen. Ohne irgendein Zutun, nur im Lauf der Zeit, wie lose Fäden sie brauchen, um mit andern losen Fäden sich zu verknüpfen, ist der Zionismus der schwäbischen Bauern um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Niederschlag einer Zeitstimmung entstanden, die sich wieder einmal viel mit Jerusalem beschäftigt hatte. Und durch leise Verbindungen, die sich aus den Vorschlägen des edlen russischen Dekabristen Pestel ebenso wie aus den stillen Äußerungen schwäbischer Ansiedler in Südrußland nach Rumänien, Galizien und Russisch-Polen verfolgen lassen, ist der Zionismus der christlichen Mystiker der Vorläufer der jüdischen Chowewe-Zion in Rußland und Paris geworden, deren Hoffnungen schließlich in dem Herzlschen Zionismus der Gegenwart den größten und vielleicht für

das Ende entscheidenden Ausdruck gefunden haben. Was noch vor Jahrzehnten in dem Siedlungsvorhaben der Schwaben am seltsamsten anmuten mußte, nämlich ihr Glaube, daß künftig auch die Juden dem Land ihrer Väter nicht mehr fernbleiben würden, das ist fast gegen den Willen der Bestrebten, jedenfalls nicht aus Menschenabsicht, sondern aus Umständen der Zeit heraus, zur Wirklichkeit geworden. Der zionistische Gedanke erhebt heut im modernen Judentum sein Haupt; aber auch in der Christenheit hat er seine heimliche Kraft noch nicht verloren. Er lebt im Protestantismus der germanischen Länder nur anders, doch nicht weniger mächtig als bei den russischen Bauern, die in Tausenden zum Heiligen Lande pilgern.

Mit dem Tode Hoffmanns scheint die innere Geschichte des Tempels als abgeschlossen. Aber der Tod hebt den Gedanken nicht auf, der in dem wahrhaft Lebendigen wirkte. In dem, was Hoffmann aussprach: in seiner doppelten Ablehnung der Herrschaftsansprüche Roms und des Rationalismus, der das protestantische Kirchentum zersetzt, in seinem Glauben an das neue Kaisertum und in seiner Hoffnung auf die Erhebung des Morgenlandes aus Elend und Zerfall kehrt jenes ältere, reiche Element des Protestantismus wieder, der das weltfremde Sehertum des Pietismus noch nicht ausgeschieden hatte, sondern diese fruchtbare Kraft noch in sich trug. Hoffmann stand der Größe nah durch seine tiefe Einsicht in die Kräfte des Zeitalters. Heute ist es das Erwarten

eines entscheidenden Ereignisses im deutschen Geistesleben, das mit dem kleinen bäuerlichen Haufen der Templer in Palästina eine immer größere Schar der Gleichgesinnten im Muttervolk verbindet. Aus den unablässigen wirtschaftlichen Regsamkeiten, die seit dem Tode Goethes, seit dem festen Hervortreten Preußens, seit der Gründung des Reichs in großen Stößen das geistige Deutschland überrumpelt haben, werden ja doch in Kürze die großen Heilsfragen wieder auftauchen. Dem Vermächtnis eines Lessing, Fichte und Goethe ist noch in keinem Gebäude höheren Gottesdienstes der Tempel geworden, wo einfältige Tiefe des Weltgefühls und Höhe der Bildung zusammentreten und die Deutschen als die ersten Menschen eines neuen Zeitalters erscheinen. Noch lebt in uns der schon in manchen Vorfahren erwachte baumeisterliche Zug, dem ein Tempel vorschwebt, wie ihn Völker der Vergangenheit wohl zu ahnen, aber nicht zu gründen vermochten.

Mitten in einem religiös äußerst zerfahrenen und zugleich erwartungsvollen Europa, dem künftige politische Neugestaltungen, dem die immer wärmere Nähe der östlichen Welt, dem die ersten Angriffe aus jener Welt auf die Vormachtstellung des europäischen Geistes sich ankündigen, scheint auch das Judentum in eine geistige Krise geraten. Die Einheitsidee wird wieder in der Welt lebendig, und die Juden zeigen es an. Es ist wie ein Erwachen, dieses Besinnen auf ein

lebendiges, wenn auch tausendfach zersplittertes Volkstum. Die Vorgänge zeigen, daß auch in das Judentum, dessen Probleme sich im Zionismus sammeln, eine Richtung gekommen ist. Sie ist dem Geist der deutschen Reformation verwandt und jenen Ahnungen auch, die uns sagen, daß einst der Kreis der europäischen Kultur sich über Vorderasien ausweiten wird, und daß, wer hinausgeht und dort draußen eine geistige und rechtliche Stellung sich schafft, am stärksten einst zurückwirken wird auf das alte Europa.

Alles das ist Bewegung, ist Protestantismus in einem höchsten Sinn. Wem diese Gedanken einstweilen an Einfluß, an Machtbedeutung noch wenig zu umfassen scheinen, der mag sie als Unterströmungen bezeichnen. Aber diese Unterströmungen weisen auf das Urwesen alles Geistlichen zurück. Hier ist das Irgendwo, wo die Kräfte sich sammeln, die einmal die erstarrten Formen ablösen. Mögen sie nicht zu früh aufbrechen, sondern still die Gemüter bewegen und füllen bis zum Überlaufen. Was bedeutet unseren Herzen, die glauben und sich verschwenden wollen, der wissenschaftliche Monismus und der energetische Imperativ! Es hat längst auch tiefere, sagen wir ruhig positive Gründe für ein Anwachsen der außerkirchlichen Gesinnung in der Christenheit gegeben, und nicht von außen her, sondern aus dem Herzen der unsterblichen Religiosität hervor wird unsere neue Religiosität erblühen.

Die Auseinandersetzung zwischen Europa und den Völkern des Ostens steht in ihrem Beginn. In diesem wichtigen Augenblick haben die Völker des Westens die Aufgabe erst noch vor sich, über ihre allzu engen Binnengrenzen hinweg ihrer geistigen Einheit die großen gebietenden Umrisse zu geben. Blicken wir auf die Vorgänge in der Politik, so scheint es zuweilen, als ob eine weltgeschichtliche Entscheidung sich zusammenzöge, nirgends anders als über dem Boden Vorderasiens, nahe den Grenzen Ägyptens, dort, wo schon uralte Weissagung das Harmageddon erwartet. Dann wieder lichtet sich die Wolkenwand und eröffnet Ausblicke auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, auf einen freudevolleren Zustand der Menschen. Was ist schließlich das „dritte Reich" der Dichter anderes als ein Gedanke, nicht weniger groß und traumhaft unbestimmbar als das Reich Gottes der Gläubigen? Alles drängt auf das Entstehen einer großen Ökumene — einer Ökumene im protestantischen Sinne der gemeinsamen Bewegung zu einem geistigen Ziel im Weltganzen. Die Kleinen ahnen es, die Großen folgen. So war es immer. Wozu bisher die Kraft und die Phantasie jener kleinen Baumeister nicht ausreichte, das kann einst in Größe vollendet werden, wenn nicht nur die Armen im Geist daran arbeiten.

Vielleicht würde sich ohne die Ansprüche, die jetzt immer lebhafter von der Seite des Judentums auf die Person Jesu, als des größten Sohnes des Volkes,

erhoben werden, der Kampf der Geister um diese Gestalt, die uns fast unbegreiflich werden will, entfernen. So aber scheint dafür gesorgt zu sein, daß noch in der Zukunft das Licht um das im Schatten geborene Kindlein sich sammelt. Denn aus ihm ist doch ein Christ geworden, der von allen, die eine geistige Welt über der wirklichen erschauten, der ahnungsvollste und kühnste war. So wie wir heute eine Unruhe sondergleichen, wie wir alle Verheißungen und alle Drohungen für das Schicksal Europas in den Nerven spüren, so hat er im Schicksal eines Volkes das einer geistigen Menschheit vorausgespürt und Worte gesagt, von denen keines so sehr bestürzen muß wie dieses: zwei werden mahlen auf der Mühle; eine wird angenommen und die andere wird verlassen werden.

Genezareth

Aus dem von Haifa abgefahrenen Zug schaut man wie aus einer halbdunkeln Kammer in die überhell beschienene Landschaft. Kaum findet das geblendete Auge zurück auf die Gegenstände und die Menschen der Mitfahrt. Wolken von einem satten gelben Straßenglanz thronen im Blau; in der Ferne wie entrückt steht die edle Kegelform des Berges Tabor im Morgenlicht. Der himmelblaue Strang der Schienen glänzt aus gewaltiger Fläche hellgelb blühender Senfstauden empor. Er führt mitten durch die stark bewachsenen Felder, an Gruppen alter Haineichen vorüber, läßt in der Ferne die bewaldeten Hügelketten, führt nah an den Gehöften junger Ansiedelungen vorbei, an Männern, die auf dem Feld arbeiten, an Palmenwipfeln, die in sichelförmige Zweige aufgelösten Kugeln gleichen. Es donnern die kurzen eisernen Brücken über das felsige Bett des Jordanflusses.

Von dem kleinen Stationshaus von Kinnereth geht man zum See hinunter. Ein Motorboot wartet an der Landungsstelle. Der See liegt in einer großen Schale mit niedern Rändern; die Luft über ihm ist heiß wie das in einem Tiegel zum Schmelzen gebrachte Erz. Die Fahrt bringt wenig Kühlung. Das Pochen der Maschine und das Geplapper zweier

Frauen, die nach Tiberias reisen, um die Schwefelbäder zu benutzen, ist wie ein ohnmächtiges Sträuben gegen die Stille und Einfalt des weiten, unbewegten Gewässers, das rings die aschgrauen Seehügel umfassen. Es ist ein Becken, eher kleiner als das des Bodensees, doch hat man den Eindruck, auf hohem Meer zu sein. Keine Barke, kein Boot außer dem unsrigen ist auf der Flut.

Fern wird eine kleine, leblose Stadt am Ufer sichtbar. Nach einer Stunde sind wir dort. Man sieht die dicken, aus schwarzen Basalten gebauten Römertürme von Tiberias; sie sind wie zum Bad ein wenig in das Wasser hineingestiegen. Zwischen Felsstücken, die grau gebrannt sind wie Bimsstein, knien schwarz verhüllte Wäscherinnen. Knaben baden mit ihren Pferden. An der Landungsstelle erwarten in der flirrenden Mittagshitze alte, sich langweilende Juden in langen winterlichen Kaftanen das Boot. Fellachenfrauen mit eisenklappernden Schuhen, in groben blauen Hemdgewändern, begegnen mir in den engen, glühenden Gassen. Der Blick dringt durch eine Gartenpforte in den Flur des Klosterhauses, wo Mönche in ihren schweren braunen Kutten am groben Tisch sitzen und das Mahl einnehmen. Hier ist ein Garten mit Grabsteinen und blühenden Granatbäumen. Viele der niedrigen, aus schwärzlichem Gestein gebauten Häuser haben Ränder von weißer Tünche und hellblau bemalte Fensterrahmen; auf ihren Dächern

dorren Grasbüschel. In einem Schatten liegt ein Bettler auf den Steinen, ein junger Mann, halb aufgerichtet, mit verstümmelten Füßen. Die Fliegen auf seiner braunen Haut glänzen wie Kupferknöpfe. Das Haupt ist zur Seite geneigt mit einem ehernen Leidensausdruck.

Diese Stadt, die dem arabischen Landvolk noch heut für den Sitz des Fliegengottes gilt, war vor zwei Jahrtausenden der Wohnort einer den Judäern verächtlichen, mit arabischem und blondem Fremdvolk durchmischten jüdischen Bevölkerung. Sie ist von den Römern über einem verlassenen Begräbnisort angelegt worden, sie enthielt eine Rennbahn, eine militärische Besatzung und einen Palast mit Tierbildern. Ihrer unheiligen Blüte wegen hat der Meister von Nazareth gleich andern Juden sie gemieden, aber er predigte öfters in ihrer Nähe und soll zuletzt dem Petrus hier bei seinem Fischzug erschienen sein. Darum ist das Kloster hier am Ufer errichtet worden. Die meisten Städte am See, wo die hilfreichen Wunder des Neuen Testamentes geschahen, waren Wohnorte der Minäer, einer Schule, die von den Rabbinen mit Haß verfolgt wurde, denn sie leugnete die Thora, leugnete die Weltschöpfung, den Schöpfer und seine Engel, nannte die Erde das Reich eines bösen Geistes und wollte den Gott des Guten nur in einem weit entfernten König der Wesen anerkennen. Der Glaube der Niedergeschlagenen. Welche Seele ergriffe nicht sich selbst einmal auf solchen kühnen und ver-

brecherischen Einflüsterungen der Trostlosigkeit und des Trotzes! Noch die heimgekehrten Kreuzfahrer bezeichneten diesen Strich von Galiläa als den künftigen Ausgangsort des Antichristus. Der Talmud, der Keimträger dieser Sage, behauptet, daß der Messias nicht früher kommen werde, als bis das ganze Weltreich minäisch geworden und von den Zauberkünsten Ägyptens erfüllt sei; im übrigen galt ihm auch Jesus für einen ägyptischen Zauberer. Jesus von Nazareth trat in dieser Landschaft auf in einem Zustand von ungeheuerer innerer Spannung. Verstörtes Wort gegen die Mutter bei der Hochzeit zu Kana! Mit Feuer geladene Ruhe, da er in der Synagoge das Buch des Propheten Isaias zutat, es dem Diener gab und sagte: Heut ist die Schrift erfüllt vor euern Ohren! Seligpreisungen auf dem Berg, die für alle vom Gesetz gequälte Menschengattung ein neues Klima, einen Frühling der Seele bedeuten! Gibt es eine größere Genesung, als den Glauben? Und gibt es eine größere Krankheit, als den Glauben? Die Trümmer des kleinen, mit Fluch aus der Welt verschwundenen Städtchens Kapernaum gehören jetzt dem Orden der Franziskaner, und man behauptet, die Treppe der Synagoge aufgefunden zu haben, die einst der Fuß des Meisters überschritt. Diese Steine zu hüten, verschmort ein alter deutscher Mönch sein Dasein zwischen den mannshohen Disteln dort in der Gesellschaft von Geiern, Kolibris und hoch über ihren verborgenen Nestern singenden Lerchen. In Tiberias

der Stadt leben an siebentausend aus Galizien und Polen hergezogene Juden aufs armseligste. Russische Pilgerscharen ziehn auf ihren beschwerlichen Frühjahrswanderschaften durch dieses Land. Aus dem kühleren Hochland von Nazareth steigen sie hinab in die Fegfeuer hier am See. Seßhaft werden von den neuen Ankömmlingen nur die jungen jüdischen Landleute im Winkel von Kinnereth mit ihren kleinen Häusern und Viehställen, ihren Weizenfeldern auf der Anhöhe, dem Gutshof mit der Haushaltungsschule, den von Steinen mühsam befreiten und von Hecken amerikanischer Mimosen geschützten Gärten, dem von Gemüsbeeten umgebenen hübschen Haus des aus dem Rheinland eingewanderten Siedlers, das wie in der Eifel zweistöckig und aus schwarzem Schlammgestein gebaut ist, mit weißen Fugen und grünen Fensterläden. Dieser Ankömmlinge sind wenige, und ihr Kampf mit dem vom Feldgekrümel und den Einsamkeiten zweier Jahrtausende bedeckten Land ist schwer. Doch vielleicht ist er nicht vergeblich.

Aus der Stadt Tiberias führt der Weg zu den Kochbrunnen eine kleine Strecke am Rand des Sees hin, an vielen schwarzen Trümmern und Schuttstellen vorüber, die als Spuren untergegangener Bauten aus der Erde ragen. Ohne sichtbaren Zugang liegen vor der Felsenwand des Berges einige weiße, würfelförmige Grabkapellen auf der Halde. Die Bäder

sind nur wenige Schritte vom Ufer entfernt. Die Badekammern dort, altes und schadhaftes Gemäuer über den mit glühender Flut gefüllten Felsengruben, stehn für jedermann offen. Die Badgäste aus der Stadt kommen des Morgens mit einem Wägelchen hinausgefahren. Andere, die aus fernen Dörfern wanderten, lagern hier draußen wochenlang mit Zelten, Vieh und Wagen. In schlüpfrigen Bachläufen rinnt das faulig riechende, warme Schwefelwasser in den See. Kein Halm gedeiht in ihrer Nähe.

Tief eintauchendes Bad, das wie ein Nesselhemd die Haut umkleidet und doch innig wohltut in der Lust des Glühens! Erlöstes Ausruhn im Freien, wo nach dem Bad auch der sengende Windhauch noch Kühlung fächelt und ein Glas klaren Wassers, aus dem See geschöpft, wie ein Trunk des Lebens selber schmeckt! Nichts anderes hier zerteilt die Aufmerksamkeit. Von Schlacken frei geworden, ergibt sich die Beschauung dem ungetrübten Zauberblau des Sees. Und von einem holden Bann befangen sieht die Seele plötzlich Ihn, der im Kahn am Ufer steht, ein wenig abgehoben von der lauschenden Menge, nur die Planke des Bootes und das durchsichtige Wasser unter seinen Füßen. Und nochmals Ihn, wie ein der Flut entstiegenes Götterwesen mitten in einer aus den Dörfern zusammengelaufenen Menge, im Begriff einen Abhang hinaufzusteigen, sich niederzusetzen und zu sprechen. Plötzlich stellt sich die Empfindung ein, als flösse alles was Ihn betrifft, in eine einzige tausend-

fältig zusammengesetzte Vorstellung über: die von Blechinstrumenten begleiteten, lärmenden Lieder der Heilsarmee; die weiße Scheibe der in tiefer Andacht am Sonntagmorgen in einer von Schwalben zwitschernden Kirche empfangenen Hostie; das von Meisterhand geschnitzte Gesicht des gotischen Kruzifixus; die Gebärde des in ein blütenrotes Gewand gekleideten sanften Predigers auf der Höhe eines deutschen Waldgebirges; das Schwarz auf Weiß der Zeitungsaufsätze um Weihnachten und Ostern; die Plakate amerikanischer Kirchenvorträge von eitlen Rednern vor einem eitlen Publikum; die einsamen Bücher des heiligen Augustinus, des heiligen Thomas des Scholastikers; die an fromme Frauen gerichtete Predigt des Meisters Eckehard im Dom zu Erfurt; das Stoßgebet des Sträflings im Zuchthaus; das Seufzen des Arbeiters unter der ewig wiederkehrenden Last von Ziegelsteinen; die Qual des Künstlers, der heute fertig ist mit dem schwebenden Schein von goldenen Strahlen um das Haupt Christi, um morgen ergrimmt die leuchtende Krone wieder auszukratzen und aufs neue an dem Versuch zu verzweifeln, in seine Züge alles zu legen. Alle Begeisterung und alle Zerknirschung, deren die nackte Seele des von Schuld geängsteten Menschen, alle Salbung, deren die verhangene Seele des Pfaffen fähig ist ... Ich höre das stille, ewige Getöse der Welt um diesen Namen von gewaltigen Dimensionen, IESVS; die Besitzergreifung der Atmosphäre durch seine immer neue, tausendfältige Erscheinung;

das ärgerliche Sichwehren der Welt; das Erstaunen der Widerspenstigen; das zornige Donnerwetter des alten Olymp; das triumphierende Dahinziehn des Lammes mit der blauen Kreuzesfahne durch ein hohes Licht; die hochzeitliche, mit mystischen Wonnen ersehnte Ankunft des Bräutigams; alle Wunder des Heilands als einen Kranz von holden Ereignissen, einem solchen Wesen angemessen, das die Scharen nach sich zieht als ein Sohn und Abgesandter Gottes. Ach, daß nicht alles, was Odem hat, sein Leben in der Zeit verbringen konnte, da er lebte und an dem Ort, wo er umherging, um ihn, die größte aller Sehenswürdigkeiten, zu sehn! Sei es auch wie Thomas, der eher fähig war, den Verweis des geliebten Meisters zu ertragen als die Unseligkeit des Nichtglaubenkönnens, bis er mit scheuer Keckheit zwei Finger tief in die Speerwunde hineinsenkte. Riesengroß sehe ich Ihn hier emporgestiegen, das holde Gespenst der Landschaft, die von ihrem Glanz nichts bewahrt hat als den See. In blauen, leichten Umrissen steht die Gestalt wie ein Gewölk in der Klarheit des Tages. Staublos funkelnd wie ein Edelstein liegt die Fläche hier an der niedersten Stelle der Erde zu seinen Füßen; sein Haupt ragt in den dritten Himmel, sein Wesen ist unermeßlich wie die Gesamtheit der Sterne. Wie rührend ist diese arme Landschaft hier in ihrer vertrockneten heißen Ausgestorbenheit und Stille, in ihrer Begrenzung durch das rötlich glühende Rund der See-

gebirge. Vielleicht hat ihr Verdorren einst als ein kosmisches Ereignis sich angekündegt mit wiederholten Jahren übergroßer Hitze und schlechter Ernten, mit Unruhe, Umherziehn und Zusammenstößen der Menschen, in einem allgemeinen drückenden Vorgefühl schwerer Kriegszeit und einem Durst nach Erlösung vom Naturgesetz. Diese Mulde hier ist nur das Abbild der ganzen Erde, und das Schicksal der hier vergangenen Menschen ist das Schicksal aller. In einen bittern Becher aus schlechtem gebranntem Thon verwandelt sich zuweilen die reiche Pracht dieser Welt, und doch ist von den Wassern seines Lebens der Trunk daraus so süß und rein wie das Wasser, das aus dem See Genezareth geschöpft wird.

Es wird Abendzeit. Die ersten Windstöße fahren von den Höhen herab und heben aus meinem bis zum Rand gefüllten Glas das Wasser in silbernen Kügelchen, die glänzend umher über den Boden stürzen. Barken, von der Stadt gesandt, nähern sich mit schräg geneigten Segeln. Ich steige ein, das Boot entgleitet und hält sich immer nah am Ufer. Auf der Landstraße am Wasser zieht eine Schar von bestaubten, bunt gekleideten Landleuten mit ihren beladenen Tieren. Auf einem weichen Bodenrücken über ihnen lagert wie ein lichtes, ziehendes Strichgewölk eine Gruppe von Gräbern, die durch einen schneeweißen und himmelblauen Kalkguß gefärbt sind.

Sie alle sind quer zum Rand des Sees nach Süden gerichtet wie nach einem geheimen Kompaß, die Häupter nach Jerusalem! Eine Herde schwarzer Ziegen weidet zwischen diesem hellen Steingewölk dort oben in den dürren Halmen.

Am Abend geh ich in der dumpfen, warmen Stadt umher. Den Sturm erwartend, sitzen die Menschen in ihren faltigen Nachtkleidern an den kaum beleuchteten Gassen. Friedliches, heiseres Rufen der Stimmen; Schlürfen weich bekleideter Füße auf den Steinen; zitternder, gepreßter Metallklang der Singmaschine; laue Gespräche vor dem kleinen Kaffeehaus; hoch über den engen, hohlen Menschenwohnungen die Sterne! Alles geht spät schlafen. Nach Mitternacht braust es plötzlich von den Höhen hernieder und wird zum Orkan. Er heult in den Höfen, rüttelt an den festverschlossenen Fenstern und bewegt den See zu breiten Flutgeräuschen. Aber als der Morgen aufgeht, liegen Stadt und See in kühler, goldener Ruhe. Mitten über dem blitzenden und sprühenden Wasser steh ich auf dem Schiff und seh einen im Wind vom Ufer fortgetriebenen Schmetterling in die Wellen sinken. Ich trage von geliebter Hand einen Brief bei mir, den nehme ich hervor und zerreiße ihn in kleine Stücke. Er entflattert meiner Hand wie ein Opferflug von Tauben, wirbelt im Wind hoch hinaus und senkt sich weit verstreut auf die gleißende Fläche nieder.

Es ist Zeit

Das Schiff liegt im Hafen. Buntbemalte Boote schaukeln auf den von Öl und Staub befleckten Wasserplätzen zwischen den Schiffswänden. Heisere Stimmen morgenländischer Leute schweben hin und her zwischen den Schiffen und der von Nachmittagssonne erhellten, von Palmengärten durchschlungenen Stadt. Mitten im Gerassel des Hafens liegt wie ein halbgefüllter Eimer der durchlöcherte und verrostete Rumpf des Kriegsschiffs, das vor einigen Monaten hier von der Seeseite her mit Granaten beschossen wurde. Der Krieg ist vorüber wie ein kurzes Hagelwetter; die Herrschaft des handförmigen Namenszuges und des mit Perlen besetzten Turbans ist in ihrem Herbst. Von den Neugierigen, die bei der Beschießung in Scharen auf den Dächern und am Rand des Hafens vor dem Todesengel erschienen, wurden einige bezeichnet, das Schicksal des Schiffs zu teilen. Wie jetzt dieses Schiff aus seiner guten wagrechten Verteiltheit zwischen Luft und Wasser den Halt verlor und durch die Zerstörung seines Auftriebes dem Gurgeln des Wassers anheimfiel, so liegen jetzt diese Menschen, zu ihrem äußersten Erstaunen, zerrissen in der Erde, und das Chaos zermalmt vollends ihre regungslosen Glieder.

Wendet man das Auge dem offenen Meer zu,

so sieht man draußen auf der Reede zwei fremde Kriegsschiffe. Eines fährt jetzt ab. Es stößt schwarzen Qualm empor, und der Wind bläst ihn landwärts. Ernstes Geheimnis des Kommens und der plötzlichen Abreise dieser Schiffe. Sie gehorchen den Dingen jenseits des Himmelsrandes.

Übrigens liegt ein kleines fremdes Kanonenboot, von unserm großen Dampfschiff aus zu übersehen, mitten im Hafen. Dort ertönt in diesem Augenblick ein Hornsignal. Sechs Soldaten kommen aus einer Luke gestiegen, klettern mit geschulterten Gewehren über das schmale Deck zur Plattform und grüßen nach dem Meer hinaus, obgleich von dem davonfahrenden eisenfarbenen Schiff die Flagge nur durch das Glas noch zu erkennen ist. Auch von dem anderen Kriegsschiff draußen kommt ein Signal. Mit seinem dünnen metallenen Gefieder schlägt es die Luft; man wendet gespannt den Blick hinaus und sieht den geflochtenen Turm des Schiffes durchsichtig wie eine Fischreuse zwischen den kurzen Kaminen emporragen. Eine Pinasse entfernt sich von der Hafentreppe. Unter ihrem grauen, ausgefalteten Kutschendach sitzen eng beieinander die großen, blonden Kerle und die beiden Mohren, die zusammen heut Mittag durch die von Händlern und Wasserstreuern belebten Gassen hinausfuhren. Ich sah sie im Nadelwald. Ihre kleinen, weißen Matrosenmützen glichen den Papierhelmen, die wir als Knaben trugen.

Ich geh nun wieder an Deck hin und her und seh zur Stadt zurück. Auf jene entfernte Anhöhe war

ich hinaufgegangen, und dort unter dem Myrtenbusch hatte ich gesessen, mit dem Blick auf blaue, blühende Bäume. Hinter mir, wie ein Laubengewächs des großen öffentlichen Gartens, standen die Gebäude der von den Fremden errichteten Hochschule mit hellen, feingeschwungenen Bogen. Auf dem Tennisplatz spielten Studenten. Ein Amerikaner in weitem, blauem Anzug schlenderte vorüber. Hinten aber stand wie eine ungeheure spanische Wand aus dunkelgrünen Stoffen das Libanongebirge; seine Gipfel verbargen sich in Wasserdunst und schneeweißen Wolken. Vor mir zog das Meer wie ein einziges Lanzen- und Säbelklingengefunkel den Blick auf sich, bis endlich das Auge sich gewöhnte und die durchsichtig glitzernden Spritzwellen, die veilchenblauen Streifen in der Ferne und die spiegelglatten Flächen mit ihrer milden Himmelsfarbe unterschied. An dem Vorgebirg zu meinen Füßen brach sich das Meer mit schmalem Schaum.

Wir werden erst nach Sonnenuntergang abfahren. Warum bin ich so früh an Bord zurückgekehrt? Ich steige ungeduldig ins Schiff hinunter und durchwandere die Gänge. Als ich nun durch eine der Luken hinaussehe, leuchtet das Meer wie Feuer; es scheint die blutrote und vergrößerte Sonnenscheibe in langsamen Rucken in sich aufzunehmen. Nun ist sie fort! In diesem Augenblick dröhnt ein Kanonenschuß. Und nochmals emporgeschreckt, vernimmt man Trompeten aus der Ferne. Nochmals ist das benach-

barte kleine Kanonenboot der Schauplatz eines Geisterdienstes. Die sechs Mann mit ihren Gewehren steigen wieder aus der Luke, marschieren hintereinander aufs Achterdeck und grüßen das Tuch, das ein Matrose langsam vom Flaggenstock herniederholt. Im nächsten Augenblick glühn die elektrischen Lichter des Bootes auf. Es wird rasch dunkel. Bald gräbt sich ihr Schein mit tiefgoldenen Kringeln in das Wasser. Die Stadt, an die Dämmerung hingegeben, rafft sich verklärt in Lichtern wieder empor. Man hört nun das Knurren der Ankerketten. Der zweite Offizier erscheint an Deck.

Jenseits der Scheitelhöhe des Meeres geht der Weg nach Suez vorüber. Es ist ganz natürlich, daß die Abendländer, die das Meer beherrschen, sich auch seitwärts dieser Straße, die nach Indien führt, zu schaffen machen. Sie setzten an diese Küste ihre Nachtlichter, die jetzt in einer kleinen Gruppe weiß und scharf erstrahlen. Einige Fischerboote verlassen scheu das Ufer. Ihre Segelstangen sind noch leer, ein kleines gerudertes Boot zieht sie zum Hafenausgang. So wiederholen sie ein Bild der Wüste, dem Eselchen folgen im Zug die hintereinandergebundenen Kamele. Jetzt endlich klingen alle Saiten unseres Schiffs nacheinander: die Schellenzeichen, die männlichen Stimmen, das Zirpen und der Bauchbaß der Maschine, das Klimpern der Ketten und das Zuschlagen der Deckeltüren. Und indem ich von diesem Musikstück befriedigt längsdeck auf und ab marschiere,

stellt das Gefühl sich ein, als ginge ich abwechselnd auf den Zehen und auf den Fersen, — und dann auch das beruhigende Schweben.

Heut ist kein Mondschein. Hier am Schiffsgeländer an der dunkeln Stelle stand gestern die Irländerin. Wo mag sie sein, während wir davonfahren? Sie war, wie der Offizier mir sagte, seit Alexandrien an Bord gewesen. Gestern Morgen, in einem der kleinen Küstenhäfen, war mit andern wildfremden Levantinern einer an Bord gekommen, dem zuliebe sie den ruhigen blonden Offizier entthronte. Ihre Augen hatten am Kapitänstisch Musterung gehalten; die Männer, die tranken und sich unterhielten, klirrten vor diesem Blick aneinander wie Figuren. Als wir aufstanden, wußten wir noch nicht, welchen sie gewählt hatte; der Schwarm folgte ihr auf Deck. Sie legte sich in den Stuhl neben ihren Verwandten, den alten, völlig gleichgültigen Raucher, der fortwährend unter der Aufsicht des Schiffsarztes war, und wir standen, eine Gruppe, um die beiden her und sprachen englisch. Dann erhob sie sich, um Luft zu schöpfen. Das war der Augenblick. Und was wir alle gefürchtet hatten, geschah; keiner außer dem geschniegelten Levantiner blieb an ihrer Seite. Wir andern durften uns zurückziehn und schwollen vor Gift. Man entdeckte später die beiden auf dem Oberdeck. Dort im Finstern aneinandergelehnt lauschten sie auf das Meer hinaus. Und heute morgen sah man den Levantiner, mit dem zierlich aufgestülpten kirschroten Fes auf dem Kopf und die Zigarette in

den Fingern, aus ihrer Kabine kommen. Sie trug ein Morgenkleid, das östlich von Suez herstammte, und ihr Haar war offen. Später verließ sie mit dem Alten das Schiff.

Ich setze mich mit dem Rücken gegen die von der Maschine gewärmte Wand des Deckaufbaues und sehe erstaunt, daß ich allein bin. Der Offizier zeigt sich heut nicht. Die wagerechten, weißen Stangen der Bordbrüstung stehn wie Notenlinien in der Dunkelheit. Zuweilen steigen weiße Wellenspritzer empor wie Köpfe einer endlosen Melodie und verschwinden, als seien sie abgelesen. Auch rauschen Flügel wie von großen lichten Vögeln in den dunkeln Feldern des Schiffsgeländes vorüber. Die Musik des Schiffes ist jetzt in ein Getrommel aufgegangen, als stürzten unaufhörlich Wasserströme in einen tiefen, ehernen Kessel. Es ist Zeit, schlafen zu gehn. Schlafe, mit einem Keim von Mißvergnügen im Herzen, du zum Schweigen verurteilte, den Sorgen abgeneigte Kreatur!

Bei Sonnenaufgang liegt das Schiff wieder vor der Küste. Das Meer glänzt bläulich und mit weißen glatten Wellen. Der Libanon steht vor uns mit riesiger, grauer Felsenblöße. Von seinem Scheitel ziehn sich weiße, gleichsam von einem Kamm zu Boden gezogene Strähne, die sich da und dort gleich den Wirbeln auf einem menschlichen Haupt in sich selber zurückdrehn. Am Fuß des Gebirges glänzen

dunkle Baumgärten, um vereinzelte Felsenwürfel ausgebreitet und in Talfalten hineingezogen. Als ein bekränzter, heller Körper liegt die kleine Stadt mit rötlichen Dächern und dünnen, fast gelben Turmsäulen zwischen den Maulbeerbäumen.

Ein Boot nähert sich mit ein paar Leuten und einem Berg von Gepäck. Nun liegt es unten an der Falltreppe. Frauen mit Kindern steigen herauf, Männer schleppen Kisten nach, die mit goldgrünem Blech beschlagen sind. An diesen Auswanderern vorbei steige ich die schwankende Treppe hinab und sehe über das Seil hinweg in das blaugrüne, besonnte Wasser. Nur wenig eingetaucht schwebt das große Schiff in dem klaren Element. Sein Schatten liegt auf dem hellen Meeresboden.

Über die Schulter des Mannes blickend, der mich ans Ufer rudert, empfinde ich das grelle Glänzen der Meeresfläche. Kleine Felseneilande schwimmen draußen dem Blauen zu wie Flöße. In der Ferne schwebt eine Brigg mit hellen, aufgefüllten Segeln, und noch viel weiter draußen schimmern einzelne Segel kaum bemerkbarer als ein paar über den großen Estrich gewirbelte Stückchen Papier. Über andere Boote hinweg steige ich an Land und schlage einen Weg ein, der landwärts durch das Hafenviertel führt. Zwischen die bescheidenen Häuser breiteten sich Weizenfelder. Ich gelange durch eine Mauerpforte auf eine Wiese und befinde mich an einer seitwärts offenen Bucht.

Am Saum der Wiese liegen braune Felsentafeln

ins Meer geneigt. Am Ende des Bogens sammeln sich die Felsen zu einer Klippe, und diese Klippe trägt Gemäuer wie eine zerbrochene Krone. Ich gehe nah bis an das leicht gewiegte Wasser, das geschwind herbeifließt, meine kaum eingegrabenen Fußspuren wieder auszuwischen. Glänzend und kühl schlüpft die reine Flut an den Felsenplatten empor und rieselt in durchsonnte Tümpel. Auf dem vollkommen geglätteten Sand liegen rosenfarbene Muscheln und winzige blaue Schneckengehäuse, von feinen Sandkörnern überzogen. Ich hebe einige der leichten Gehäuse auf; vor ihrer Öffnung steht ein zäher kristallener Schaum, sie zerbrechen zwischen meinen Fingerspitzen. Nur ein paar feuchte tiefblaue Flocken, Tintenflecken gleich, bleiben zurück zwischen diesen allerzartesten Scherben. Einst färbte man die Königsgewänder mit diesem Purpursaft. Ich kauere am Wasser nieder und schaue über die Meeresfläche. Sie scheint höher als mein Auge zu liegen und unbeweglich wie eine Erzplatte über allen Geheimnissen der Zeit.

Ich streife nun durch Felder von Strandweizen und blühender Kamille zu dem von weitem sichtbaren Gemäuer auf der Klippe. Seine Gewölbe stehn offen, veilchenfarbene Sternblumen, rote Klatschrosen und fetter, goldgelber Mohn drängen sich vor dem verschütteten Eingang und überfluten, bunt wie ein Maskenfest, den besonnten Hof und die aus Steinbrocken gefügte Mauer über dem Meer. Ich klettere auf der Klippe umher und entdecke ein Felsenloch,

nicht breiter als die Öffnung eines Ziehbrunnens; wie ein Feuer blitzt es mir von unten entgegen. Das ist der Zugang einer vom Meer her offenen Grotte. Voller Glanz und Ruhe klatscht da unten das Wasser an die Felswände. Unbehauene Stufen führen hinunter in das alte, von Trümmern bewachte Versteck. Im Lichte draußen spielt das Wasser durchsichtig auf dem weißen Sand, der aus der tiefblauen Flut sich mit tatzenmäßigem Umriß abhebt. Ich krieche bis an den Rand des Felsens, um mich umzusehn. Höre ich eine Stimme? Wirklich: dort unten hinter den Klippen richtet jetzt ein Mensch sich auf. Es ist ein Mann mit geblümtem Turban, mit gelber Jacke und über die Knie gestreiften Hosen. Gemächlich bückt er sich und lüpft die im Wasser liegenden Steinlaibe, legt sie sorgsam wieder an ihre Stelle und fängt mit seinem Handnetz die glasigen, wie Flöhe umherhüpfenden Krabben. Er singt halblaut vor sich hin, und ich fühle, ohne mich zu rühren, das vollkommene Behagen von der lauen Kühle des Wassers um seine Knöchel, das Wohlgefühl von dem sanften, mit schlüpfrigem Gestein durchsetzten Sand unter seinen Sohlen und von der Sonnenwärme auf dem breiten, mühelos sich beugenden Rücken. Jetzt verschwindet er hinter der Klippe. Ich geh um das Gemäuer herum ihm entgegen. Er steht schon am Ufer und reinigt sein Netz. Aber im Begriff, zu ihm hinunterzusteigen, seh ich ihn seine Hantierung ändern. Er wäscht seine Hände und Füße und stellt sich aufrecht

hin wie eine Bildsäule mit dem Blick auf das Meer. Sein Gesicht ist schön und grob, wie das eines älteren Bauern und von einem tiefen kummerlosen Ernst, wie das eines Betenden. Ein dünner, zerschlissener Teppich liegt vor ihm auf dem Sand; auf diesem stehn seine Füße. Nun wirft er sich nach der Vorschrift in den Knien nieder. Vielleicht sind in diesem Augenblick, wo seine Stirn den Boden berührt, keine Gefühle in ihm, als die der vollkommenen Unterwürfigkeit vor einem Unsichtbaren, der ihn plötzlich überwältigt haben mag. Bei diesem Mann ist sein Dämon, das ist sicher. Er richtet sich wieder auf. Seine Lippen verraten ein Selbstgespräch, seine Arme hängen an den Seiten herab. Mit einem tiefen Seufzen taucht er nochmals nieder. Wie kommt es: im vorigen Augenblick habe ich diesen für einen Glücklichen gehalten, und nun! Ich weiß, wie es um das ganze Land steht, wie niedergeschlagen die Menschen sind, besonders die Guten. Auch der Stärkste sucht Schutz bei den Ungläubigen gegen das entsetzenvolle Gefühl der unabänderlichen Rückbildung. Alles herrlich und gesund Gewesene zerfällt in Elend und schleichende Krankheiten; die jungen Männer wandern aus oder werden nachts gefangen zum Heer geführt und bleiben verschollen; die außen gelegenen Provinzen werden fremdes Land; in den größern Städten ist ein häßlicher Lärm, über den kleinen Orten eine drückende Stille. Dieser Mann steht unversehrt, doch todesbang in einer zerfallenden Welt.

Das Gebet ist beendet. Vor meinen Füßen rollt dem Krabbenfischer ein Stein entgegen. Ohne zu erstaunen, sagt er mir den Gruß und kauert nieder, um sich eine Zigarette zu drehn. Ich reiche ihm mein Schächtelchen, und nun sitzen wir, ohne ein Wort zu sagen, nebeneinander, schauen aufs Meer und rauchen. Ich bin bartlos wie ein Kind, und was das übrige angeht, so war ich noch kürzlich einer der unwürdigen Gefolgsmänner jener Irländerin. Er aber in seinem Bart gleicht einem Völkervater. Zu ihm gehört sicherlich eine jener plumpen, in schwarzglänzenden Stoff gehüllten Frauen, von denen der Fremde auf der Straße nichts empfängt als einen Blick voll Haß und den Anblick der geringelten Strümpfe um die schweren Waden. Was mag dieser Einsiedler denken, da er mich bei seinen Muscheln und Blumen findet? Er kann von hier das Dampfschiff nicht sehn; am Abend wird an diesem Strand keine Spur mehr von mir sein.

Wir sitzen und schweigen. Plötzlich bewegt es mich, ihm die Botschaft zu sagen, die Botschaft des Fremden und des Liebenden. Auf einmal weiß ich den Sinn meiner Anwesenheit hier, den Sinn des gestrigen Tags, und den Sinn meines Weges durch die Welt! Das Wort arbeitet in mir, es dringt in den Mund hinauf und wölbt die Lippen. Und doch schweige ich wie ein Gelähmter, der vergebliche Anstrengungen macht zu sprechen, je mehr die heiße Besessenheit ihn erfüllt. Hinter dem hockenden

Krabbenfischer seh ich in diesem Augenblick die halbversteckte Stadt und sehe, größer als sie, die Erscheinung eines Mannes mit der Uhr in der Hand. Und ich sehe diesen Mann ein Zeichen geben, seh in diesem Augenblick vom Herrschaftsgebäude der Stadt die rote Flagge heruntersinken und an ihrer Stelle ein anderes Tuch emporschweben. Es ist das gelbe Banner mit dem zweiköpfigen Adler des Morgen- und Abendlandes, des neuen heiligen Reiches! Mein Freund, du kennst noch nicht das Märchen von dem doppelten Adler, du weißt es noch nicht, daß das Abendland nach langer Zeit wieder Seher und Heilige hervorbringt, die umherziehn und predigen, wie einst der Mönch Bernhard predigte, bedankt und bezahlt von den Liedern des Volkes und von den Tränen der Erregten, die keine Lieder haben! Dort ist jetzt alles zu einer einzigen und großen Gewalt geworden; die Herrschaft Gottes, vordem gehemmt und verborgen in uns allen, ist um ein Stück offenbar geworden. Ihr gehören die Mannschaften und die Schiffe, und über den bunten verschiedenen Fahnen der Länder führen sie jetzt alle denselben Wimpel von goldener Honigfarbe! Dort über der Stadt wird dieser Wimpel emporsteigen mit dem schwarzen Wundervogel, der sich im Sonnenlichte spreizt, dem Adler mit dem Strahlenkreis um jedes seiner Häupter, mit den ausgestreckten Schwingen und den beiden Klauen, in der einen das Schwert, in der andern den Anker! Sag es den Deinigen: es ist Zeit! Nächstens werden auch

vor diesem Küstenort die grauen festen Schiffe vor Anker gehn und eine kleine Schar an Land senden. Die wird aus ihren Booten steigen und einen eisernen Karren mit sich durch die Straßen ziehn bis auf den Berg da drüben. Von dort wird das Geschütz sein Fernrohr auf die Stadt herniederrichten, es wird Unruhe in den Straßen sein und ein stummer Schreck in den Häusern. Und da steht er unter einem Gebüsch, der Mann mit der Uhr in der Hand. Plötzlich wird auf sein Zeichen der Adler emporschweben, die Spannung wird sich lösen in einem Donner des Friedens. Der Markt wird weitergehn wie jeden Tag. Die Karawanen aus der Wüste werden vom Gebirg herniedersteigen und beladen zurückkehren zu ihrer Jahreszeit, die Bauern werden mit guter Neuigkeit auf das Land zurückkehren und ihre Dörfer werden aufblühen mit neuen roten Dächern wie Mohn in den Landschaften. In der Stadt aber werdet ihr die alten, von Herbergen und Ställen umbauten Moscheen wieder aufschließen und die vergessenen kostbaren Bücher öffnen. Die Zierbrunnen werden rauschen im spiegelglatten, von schönen Säulenbogen umgebenen Hof. Die viertausend Webstühle aus der alten Zeit werden sich in Bewegung setzen und die Seide dieser Maulbeerhaine weben. Die verschlossenen und dumpf gewordenen Gärten werden aufatmen unter dem Werkzeug des Jätenden und wieder funkeln von kleinen Bächen und Duftwolken hinaussenden auf das Meer. Die Grabsteine

eurer Toten werden leuchten, die weißen Marmorsteine vor den schwarzgrünen Flammenbäumen, anmutige Steine, bedeckt mit feinen goldenen Schriftzügen, ein Palmenzweig auf dem Grab der Männer, ein Granatapfel auf dem Denkmal der Frauen. O milde Änderung und schöner Weitergang der Tage. Vielleicht, daß nicht aller Kummer vertrieben wird. Aber ihr werdet Gott nicht fluchen in den Stunden des Alleinseins, sondern vor euch hinsingen wie der Mann, der im sonnigen Wasser badet.

Der Krabbenfischer sitzt ruhig neben mir. Er dreht in der Hand eine rosenrote Tulpenmuschel. Sie glänzt wie ein Zauberstab; er reicht sie mir, und ich verstehe, daß er sie mir schenken will. Wir erheben uns beide und sprechen kein Wort. Dann nimmt er die Netze auf seine Schulter und schreitet davon.

Ich ging zur Stadt und kam in die Nähe des Hafens zurück. Noch immer empfingen die Häuser die Morgenluft mit offenen Türen. Aufs Land gezogene Fischerboote verhauchten ihren kräftigen Duft von Seetang und Harz. Dann folgte ich einer staubigen Straße zwischen Gartenmauern mit überhängenden Zweigen und ragenden Baumspitzen. Hinter einer Allee begann ein Stadtteil mit engen Gassen. Bunt gekleidet gingen hier die Menschen zwischen den schattigen Gewölben und den von Händlern sorgsam aufgebauten Hügeln von Oliven, Granatäpfeln, Datteln und Nüssen, zwischen voll-

gehäuften Körben mit Getreide und Sesam. Ein Speisenverkäufer, umringt von Schüsseln mit roten Latwergen, gesäuerten Käsen, Reis- und Traubenkuchen und strohfarbenen taschenförmigen Broten, unterbrach, als ich vorüberkam, seinen Handel und wies auf seine Waren. Ich dankte ihm, und die Leute, die in der Nähe standen, lächelten und ließen ihre Blicke als ein heiteres Zeichen des Willkommens mit mir gehn.

Als ich am Ende der Gassen angelangt war, begann ein Wiesenpfad, der in steiler Ranke den Bergrücken umzog. Bald stand ich oben unter alten Bäumen und am Fuß einer wohlerhaltenen Burg der Kreuzritter, die einmal diese Stadt mit den benachbarten Tälern des Gebirges zu einer Grafschaft vereinigt hatten. Ich sah von oben auf das Meer. Es glänzte hell mit unaufhörlichen, heißen und geheimnisvollen Blitzen, so daß das Schiff, das weit vom Strand und umringt von Booten lag, ganz schwarz und klein erschien. Langsam stieg ich auf der anderen Seite den Felsrücken durch die stacheligen Büsche in die Schlucht hinab. Dort schoß im Dickicht der Bäume ein Wildbach wie ein blanker Pfeil der Stadt entgegen; an einer alten Mühle empfingen ihn die ersten zerteilenden Brückenbogen; er glitt hindurch in das gemauerte Bett, breitete sich wie ein Schleier auf trüben Kieseln aus und schlich an Höfen und Treppen der Blaufärber vorüber. Indem ich in gleicher Richtung den Gassen folgte, kam ich abermals vor die

Stadt an den Saum der Baumgärten und in Sicht des Meers. Hier stand eine Schänke. Dünne Sonnenstrahlen spannen unaufhörlich Goldfäden durch den Schatten hoher Bäume. Ein paar Leute saßen halb schlafend in diesem angenehmen Zwielicht; vor jedem stand nichts weiter als ein Glas des reinen Wassers aus der Quelle und ein frischgeflückter Blumenstrauß. Die Hauswand unter der Laube wies unbeholfene Zeichnungen, es waren Fischerboote mit kleinen Flaggen und im Meer nachschleifenden Netzen. Eine Taucherleine hing tief hinab, und in halber Höhe über dem Meeresboden hielt ein Hai einen Menschen im Maul; das Blut stieg wie ein Rauch zur Oberfläche. Hier nahm ich Platz. Der Diener war zur Stelle und setzte Wasser und Blumen vor mich hin. Ich trank erquickt und ruhte aus; die glänzende Muschel lag vor mir, und manches Mal hob ich entzückt das Bündel lieblich duftender Moosrosen, das eine einzige Nelke umkränzte, an meine Nase.

Plötzlich brach von fern ein dumpfer Ton, so stark und langgezogen, daß ich erschrak, die Stille. Es war die Stimme des Dampfschiffs; ein Brüllen, das die Luft erzittern machte. Mehrmals brach es ab und erhob sich aufs neue. Ich wollte widerstehn, ich hob verzweifelt die Hände nach den Träumen des Morgens; aber jener Ton war wie ein Seil um meinen Hals geschlungen und zog mich an mit seiner unbändigen Kraft. Der Diener stand nicht weit; ich klatschte in die Hände, um ihn herzurufen, aber der

Mensch, ganz bleich geworden, ging in das Haus und kehrte nicht zurück. Die Gäste hoben verwirrt und bös ihre im Schlummer gesunkenen Köpfe. Ich legte eine Münze auf den Teller, stand auf und ging fort. Auch einige von den Gästen standen auf; es schien, als folgten sie mir. Als mich in den Gassen des Basares die Menschen kommen sahen, erhoben sie sich und traten in die Türen: Lastträger blieben mitten auf der Straße stehn und stießen nach mir mit ihren Schultern. Eine schrille Stimme rief ein Wort, und von allen Seiten kam die erregte Antwort; es schien, als liefe die ganze Stadt zusammen und gerinne an meinem Weg und verwandle sich von süß in sauer. Ich erreichte das Freie, aber auch auf der Landstraße traten mir Menschen in den Weg, um auszuspeien und ihre Blicke wie Dornen vorzuweisen. Und kaum, daß ich erschöpft am Strande stand, wo eine Menge, noch bewegt von dem Abschied bekannter Auswanderer, nicht auseinanderzugehn vermochte, kaum daß ich im Boote saß und mit raschen Ruderschlägen zum Schiff entfloh, das seine rohe und irrsinnige Stimme immer wieder erhob, so sah ich einen bärtigen Mann in gelber Jacke und geblümtem Turban ans Ufer eilen. Es war der Krabbenfischer. Ein Stein von seiner Hand flog mit schwerem Schwung mir nach und beschüttete mein Gesicht mit Nässe.

Inhalt

Druck von W. Drugulin in Leipzig

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Alfons Paquet / Held Namenlos

Neun Gedichte. br. M 2.50, geb. M 3.50.

Der Panther: Kosmische Dichtungen, kosmisch im Gefühl und auch kosmopolitisch in ihrem Stoffgebiet, — Amerikas rauhe und spröde Schönheiten ziehen in wesentlichen Charakteristiken von Land und Leuten an uns vorbei; der Osten mit versonnenen Tempeln, primitiven und doch ästhetisch raffinierten Freuden, dumpfer Sklavenmühseligkeit und anmutigen Frauen, alles umflattert von der Schar der Geister, die dort noch Wirklichkeiten für das religiöse Gefühl sind. Rußland, Persien und das Mittelmeer, der bleiche Norden Finnlands und das Getriebe moderner Industriezentralen, — alles gebrochen und tausendfältig bereichert durch des Dichters Empfindung und Gedankentiefsinn. Eine der schönsten Dichtungen, die Wolkenfahrt, gibt das kosmische Gefühl in der reinsten Form wieder. Und wer ist Held Namenlos? Paquet ist ohnehin weit davon entfernt, sein Privat-Ich uns aufzudrängen. Suchen wir den Namen für diesen Helden, so ist es wohl am ehesten „es", das Leben, die dunklen Kräfte, die in tausend Formen blühen, kämpfen, leiden und sich freuen.

Wilhelm Schäfer: Was seine Bedeutung ausmacht, ist nicht der Beobachter und Schilderer, sondern der Dichter, der eine lyrische Elementarkraft darstellt. Ich und das All, könnte man als Motto über alle Dichtungen Paquet's schreiben; überall sind die Gestirne, Wolken und Gewässer, überall ist Menschenschicksal, in der Heimat so fremd und so verwandt wie draußen. In allen Unheimlichkeiten heimisch zu werden, das eigene Bewußtsein als das Auge Gottes zu fühlen, überall zwischen Jubel und Grauen sein Leben als Sinnbild allen irdischen Lebens genießen, aus einem Menschen Menschheit zu werden, dieses Grundgefühl aller Dichtungen Paquets ist etwas anderes als das Weltbürgertum von ehemals und auch etwas anderes, als jener mystische Pantheismus, der „aus sich selbst ausgehen und ins Nichts eingehen will".

Stefan Zweig: Dieser Wille zu einem neuen Rhythmus ist kein isolierter und zufälliger, sondern der Dichter Paquet bedeutet uns in Deutschland irgendeine Notwendigkeit, den bisher stärksten Ausdruck eines modernen Weltgefühls, das vielen bestimmt ist, das verblühende religiöse Gefühl vollgültig zu ersetzen.

Johannes Schlaf: Ein neuer deutscher Dichter, dessen Lyrik der Grundstock einer wirklich zu sich erlösten modern europäisch-deutschen Lyrik sein kann. Tag.

Werke von Alfons Paquet

Limo, der große beständige Diener. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen. Geh. M 2.—, geb. M 3.—.

In diesem Buch ist endlich der rauschende Strom in einem tiefen See zur Ruhe gekommen. Bild und Szene tragen eine wundervolle Sprachdichtung, deren Verse wie alles dramatische Werk nach einer Schaubühne, nicht nach den Brettern, verlangen.

Wilhelm Schäfer, Rheinlande.

Li oder Im neuen Osten. Ein Reisebuch. Geheftet M 3.50, geb. M 4.50.

Für den deutschen Pionier, der dem Volke angehört, das von jeher für das Kreuzrittertum der Idealität sein Panier entrollte, ist Paquets Buch geschrieben. Aus jeder Zeile spricht der Germane, pocht in ehrgeizigen Hoffnungen des Dichters Herz für das deutsche Volk. „Li" ist mehr als eine farbenprächtige Bilderreihe von Schilderungen — es ist ein Kultur- und Zeitgemälde, der Niederschlag und die Denkarbeit jahrelangen Werdens.

Neue Rundschau.

Kamerad Fleming. Roman. Geh. M 3.—, geb. M 4—.

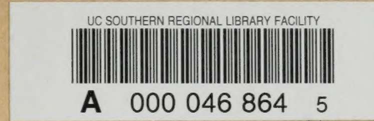
Das Schicksal des Buches hat Bedeutung, in ihm steckt eine Richtungsmöglichkeit der deutschen Romandichtung.

Arbeiter-Zeitung, Wien.

Erzählungen an Bord. Novellen. Geh. M 3.—, geb. M 4.—.

Wir haben in neuerer Zeit verschwindend wenig Dichter gehabt, die, unbeschränkt durch die Grenzen der Heimatkunst, auch dem stofflich Fernstehenden und dem unliterarischen Menschen menschlich bedeutsame Stoffe einfach und schlicht, ohne alle Stilfexerei oder Prätention, jene echte Erzählerkunst geboten hätten, die den Reiz aller Großen von Cervantes bis Goethe und Kleist ausmacht. Bei Paquet taucht sie wieder auf, und deshalb dürfen wir auch fernerhin Großes von ihm erhoffen.

Preußische Jahrbücher.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 046 864 5